

The background of the cover is a solid brown color. Overlaid on this are several white line drawings of men in suits and hats, shown in profile or three-quarter view. The drawings are stylized and somewhat overlapping, creating a sense of a crowd or a group of people. The text is printed in a large, bold, black serif font, centered on the cover.

DIE
PADRES
VON
SAN BLAS

Alfred Otto Schwede

und andere Erzählungen

Keine biblischen oder historischen Gestalten, sondern Menschen unserer Zeit schildert Schwede in den Erzählungen dieses Bandes. Wir begegnen ihnen in Südamerika, in Skandinavien, in Irland, in Städten und Dörfern Deutschlands. Unterschiedlich in Thematik und Form sind diese Geschichten: zügig und knapp ohne jedes überflüssige Wort, zum Beispiel die Geschichte vom Herrn Adam, das „Solide Milieu“ dagegen in solider Breite und Ausführlichkeit dargestellt. Besondere und alltägliche Begebenheiten werden erzählt. Immer aber geht es in ihnen um Entscheidungen.

Da sind die Padres von San Blas, die innerhalb weniger Augenblicke zwischen Tod und Leben, zwischen Wahrheit und Lüge wählen müssen; die Jüdin Beate muß den Theologiestudenten wachrütteln, damit er endlich versteht, daß seine Zeit ein klares Bekenntnis fordert für eine bestimmte Lebensauffassung

Alfred Otto Schwede

Die Padres von San Blas und andere Erzählungen

Alfred Otto Schwede

Die Padres von San Blas

und andere Erzählungen



Evangelische Verlagsanstalt Berlin

Evangelische Verlagsanstalt GmbH. Berlin 1964

Alle Rechte vorbehalten

Lizenz 420. 205-214-64. H2529. III-18-149. hg

Die Padres von San Blas

Der Pfarrer Patrick Ross gehörte zu den Menschen, die kommende Begegnungen und Ereignisse vorausahnen. Obwohl der Tag ein echt irischer Regentag zu werden versprach, hatte er beim Frühstück mit seiner Wirtschaftlerin gescherzt und später sich mit seiner großen Dogge gebalgt, obwohl er eine wenig angenehme Amtsverrichtung vor sich hatte: die Beerdigung eines verunglückten Trinkers. Die Grabrede fiel ungewöhnlich mild und gnädig aus, die ganze Gemeinde wunderte sich. Und am Nachmittag ordnete Patrick Rechnungen. Bei dieser ihm gar nicht liegenden Beschäftigung pfiß er sogar vor sich hin. Gegen Abend stieg er einmal in den Keller hinab, um seine Weinflaschen zu zählen.

Und dann saß er mit seinem etwas jüngeren Bruder Charles am Tisch, der unmittelbar vor einem aufkommenden Regensturm ins Pfarrhaus getreten war. Die beiden Brüder hatten sich lange Jahre nicht gesehen. Charles war gewissermaßen das schwarze Schaf der frommen Familie Ross gewesen. Er hatte es sehr eilig gehabt, das väterliche Erbe unter Gastwirte, Buchmacher und lustige Kumpane zu verteilen und war dann in die Tiefe gerutscht. Hin und wieder war er noch einmal aufgetaucht, jedoch stets wieder verschwunden. Dann hatte es ihn irgendwie in die Kriegswirren verschlagen, obwohl er Ire war, und da mußte es die Stunde gegeben haben, in der er einen letzten großen Klimmzug auf festes moralisches Land versuchte und Erfolg hatte. Bruder Patrick hatte den Kopf geschüttelt, als er einen Brief von seinem Bruder erhielt, in welchem dieser ihm mitteilte, er sei nun endgültig ins Zeitungswesen eingestiegen und reise als Reporter in der Welt umher.

Charles war wirklich ein anderer. Er saß jetzt in der niedrigen,

tabakduftenden Stube des Pfarrers, und man sah ihm weltweite Erfahrung, Gesundheit und Tatkraft an. Auch seine äußere Erscheinung war einnehmend: Er trug einen vorzüglich sitzenden grauen Anzug, eine solide, aber teure Krawatte, ein blitzend weißes Kragenhemd und ein peinlichst gefaltetes Kavaliertaschentuch. Sein Haar war an den Schläfen ergraut, obwohl er noch keine fünfzig war, und sein Gesicht zeigte einige kräftige Linien, die Charles sehr männlich wirken ließen. Wenn er aber sprach und lachte, machte er einen beinahe jungenhaften Eindruck. Er stand in einem seltsamen Kontrast zu seinem drei Jahre älteren Bruder Patrick, der etwas korpulent war und das Gesicht eines irischen katholischen Kirchenmannes hatte.

Die Brüder hatten sich viel zu erzählen.

Aber irgendwann kommt jedoch bei solch unverhofftem Wiedersehen ein gewisser toter Punkt, wo man „jaja“ und „eija“ sagt und sich hilflos anlächelt, weil man plötzlich das viele, was man noch sagen will, nicht findet. Charles schien das zu kennen. Er sagte: „Ich habe etwas mitgebracht – eigens für dich, Patrick.“ Stand auf, ging hinaus, hantierte an seinem großen Koffer herum, kam wieder herein und trug eine kleine Blechdose in der Hand. „Ein Tonbandgerät hast du doch wohl – ich habe mir erzählen lassen, das habt ihr jetzt alle, ihr modernen Priester.“

„Doch!“ Patrick nickte. Natürlich hatte er ein Tonbandgerät.

„Ich habe hier ein Band. Habe es nicht gelöscht, obwohl ich wenig damit anfangen konnte. Habe aber stets gedacht: Das soll Patrick hören! Bist du noch aufnahmefähig? Sicher hast du deinen Dienst gehabt, heute?“ – „Wie sollte ich vor Mitternacht einschlafen können – heute“, sagte Patrick lächelnd. „Trinken wir noch einen guten Tropfen – ich wüßte keine bessere Gelegenheit.“

„Danke! Gern! Das müssen wir sogar. Das gehört dazu. Fragt sich nur, ob du gut Spanisch kannst.“

„Romanistik ist mein Hobby, das weißt du doch. Wir mußten als junge Priester ganz schön Latein bimsen, und das Spanische und Italienische war dann ein Kinderspiel, gewissermaßen. Aber, Charles, kannst du am Ende auch Spanisch?“

„Ein wenig. Das ist bei uns jetzt nicht so wichtig. Wir nehmen den Notizblock immer seltener zur Hand. Drücken gewöhnlich nur auf einen Knopf und halten unseren Opfern das Mikrofon unter die Nase.“

„Ich bin sehr gespannt!“

„Noch sind wir nicht ganz soweit. Ich muß dich erst noch ein wenig hypnotisieren – keine Angst, ich meine im guten Sinne. Hörst du, draußen stürmt und regnet es zum Erbarmen – das ist unser liebes, altes, grünes und graues Éire! Regen, Regen und nochmals Regen. Hier wissen die wenigsten, was ein makellos blauer Himmel ist. Du wirst es wissen, Patrick. Sicher warst du in Rom beim Heiligen Vater. Über seiner Stadt ist ein solcher blauer Himmel. Du mußt jetzt glühende Hitze verspüren, mußt kahle Berge flimmern sehen, stechend weiße Hausmauern, staubige Palmwedel und Büsche mit lederartigen Blättern, Kakteen mit Stacheln wie Bajonette, braune Menschen, nackte Kinder, mußt stinkende Wasser riechen, stinkende Geier, mußt Schlangen rascheln und Kolibris surren hören. Dazu aber auch das Surren von Ventilatoren, das Zischen von Sodaflaschen – so, da sind wir schon, wohin wir wollten. Nun her mit dem Apparat, das übrige muß das Band machen!“

„Ich denke, du bist simpler Journalist – du bist aber doch schon auf dem Wege, ein Dichter zu werden, Charles!“ sagte lachend Patrick. „Mir ist schon ganz heiß!“

„Laß es so bleiben!“

Mit geschickten Griffen legte der Journalist das Tonband auf, drehte die Spule, daß es sich straffte, betrachtete die Bedienungsknöpfe des Apparats und drückte die richtigen. Es rauschte und knackte ein paarmal. Dann ertönte eine etwas hohe Männerstimme im spanischen Idiom mit herrlich rollendem R. Man vermutete dahinter einen beleibten, netten Señor.

„Caballeros, um diese Zeit meint es die Sonne bei uns ein bißchen zu gut. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Halten wir Siesta! Und wenn Sie keines Schläfchens bedürfen, so können wir ja im Liegen plaudern.“

Ich versichere Ihnen noch einmal: Sie ahnen nicht, wie glücklich Sie mich mit Ihrem völlig unerwarteten Besuch gemacht haben. Mein Haus, Caballeros, ist Ihr Haus – alles, was ich mein Eigentum nenne, betrachten Sie bitte als Ihr Eigentum!

Machen Sie es sich im Schatten bequem. Es sind genügend Liegestühle vorhanden, Eiswasser habe ich genügend im Kühlschrank – ich habe einen neuen mit großem Kühlraum und magnetisch schließender Tür. Und lassen Sie sich bedienen nach Belieben!

Und wie wäre es mit einer Puro? Sie wissen nicht, was ich meine? Nun: eine von unseren vorzüglichen Pflanzerzigarren. Bestes Blatt unserer sonnigen Küste.

Ja, ich wußte, da würden Sie nicht nein sagen. Ich danke Ihnen! Nein, nein, nicht Sie sollen mir danken – ich habe Ihnen zu danken!

Sie müssen wissen, man sitzt hier doch ziemlich abgeschlossen. Fern der großen Welt. Wiewohl unser Städtchen nun auch wieder nicht zu verachten ist.

Können Sie dort den Schornstein sehen, den roten mit den eingelegten weißen Ziegeln? Er raucht nicht, nein. Er raucht schon längere Zeit nicht mehr. In der weißen Villa neben der Fabrik wohnt Señor Schultz, ein gebürtiger Däne, aber nun naturalisiert. Er wird sicher bald wiederkommen. Dann raucht der Schornstein wieder. Unsere ganze Stadt braucht doch Cerveza – Bier – verstehen Sie? Jetzt muß das Bier mit der Bahn herans transportiert werden, das verteuert den Genuß. Ja, unserem guten Schultz ist der Schrecken in die Glieder gefahren; darum ist er Hals über Kopf auf und davon – über die Grenze, zu den Gringos – oh, Pardon, ich meine: in die Staaten. Er ist mit den Verhältnissen in unserem Lande noch nicht ganz vertraut, kommt aus geruhsamer Umgebung. Vieles, was für uns alltäglich ist, beunruhigt ihn. Aber wie kam ich eigentlich auf ihn zu sprechen? Ach so, ja. Der Schornstein da unten. Und dann kam Señor Schultz ein- bis zweimal in der Woche zu mir heraufgefahren, um mit mir eine Partie Schach zu spielen. Nun verstaubt das Brett. Ob ich nicht noch andere Partner habe? Ich sehe Ihnen diese Frage an, Caballeros.

Nun, heute nicht, aber vielleicht mañana – morgen – Caballeros. Sie werden ja doch alle wiederkommen, alle, die damals geflüchtet sind. Allmählich werden die Häuser und Villen und Bungalows wieder bewohnt werden, die Swimmingpools werden wieder plätschern. Wir haben ja ein starkes Polizeikommando in unserer Stadt. Es soll hierbleiben, wie verlautet. Kostet die Stadt sicher manchen Peso. Aber ‚safety first‘, wie man bei Ihnen sagt, nicht wahr! Man ist an die kleinen Aufregungen gewöhnt, nicht aber an zu große. Große Aufregungen könnten auf die Dauer dem Gemeinwesen schaden.

Aber einmal schnappen sie ihn doch! Es sind gewandte junge Bur-schen unter den neuen Polizisten – Fremde, die ihn nicht kennen und kein großes Federlesen machen. Herkulische Prachtburschen, ich sah sie neulich.

Entschuldigung, Entschuldigung! Sie können ja gar nicht wissen, von wem ich da rede!

Von Rodolfo natürlich!

Es mag über hundert Männer in unserer Stadt geben, unserem etwas verschlafenen San Blas, die von ihren ehrenwerten Vätern den Rufnamen Rodolfo bekamen. Aber wenn man heute in San Blas diesen Namen ausspricht, meint man nur einen – nur ihn.

Diese Geschichte darf ich Ihnen nicht unterschlagen, Caballeros; wenn sie auch mit der großen Weltpolitik nichts oder nicht viel zu tun hat. Sie können sie immerhin für die Sauregurkenzeit verwenden, wenn die Seeschlange oder das Ungeheuer von Loch Ness zu sehr strapaziert sind.

Rodolfo!

Die kleinen Leute von San Blas nennen ihn ‚Don Rodolfo‘, obwohl er auf das ‚Don‘ nicht den allergeringsten Anspruch hat und selbst – wie man sagt – auch gar keinen Wert auf den Ehrentitel legt. Er läßt ihn sich aber gefallen. Sie sind übrigens vor ihm so sicher wie nur irgend jemand, die kleinen Peone und Handwerker. Unserm Freund Señor Schultz durfte man mit dem Namen gar nicht mehr kommen – und wenn er zurückkehrt, wird er sich erst recht verbeten, von Rodolfo zu erzählen, dessen bin ich sicher. Da wird er sauer reagieren, der sonst so nette und gemüt-

liche Mann, der den guten skandinavischen Witz liebt. Er trinkt gern sein eigenes Bier, von dem er behauptet, es unterscheide sich nicht im geringsten vom Carlsberger Urquell. Es ist ja auch verflüxt gut, sein Cerveza. Man bekam bei Schultz auch immer Erdbeeren mit Sahne, wenn man ihn besuchte. Aus dem Kühlraum der Brauerei. Aber schon vor dem großen Durcheinander wurde er nervös und bekam einen roten Kopf, wenn das Gespräch auf Rodolfo kam. Darum beschlossen wir – seine Freunde –, den Namen stets zu unterschlagen. Mein Kollege Rodolfo Gomez, der ebenfalls bei Schultz aus und ein ging, ließ sich von da an Emilio nennen – das war sein zweiter Taufname.

Ja, der Rodolfo, Caballeros!

Angst kann einem werden – vor dem Menschen überhaupt! Vorher war er nichts. Er war Peon, Arbeiter. Jahrelang. Ein Indio vom Rio Yaqui. Tat seine Arbeit. Übrigens wurde später geflüstert, er habe einen Schuß weißen Blutes in den Adern. Fast möchte man es glauben.

Erinnere mich seiner recht gut, als er noch auf der Hazienda des Don Felipe Zamora arbeitete. Fleißig arbeitete – das sagen alle, die ihn kennen. Und auch Don Felipe entging das nicht. Er machte ihn zu seinem Majordomo, zu seinem Haus- und Hofmeister und ersten Aufseher über die Peone. Die Freunde beneideten Don Felipe um diesen Majordomo, der die trägen Indios schön zur Arbeit anhielt. Man war darum wie aus allen Wolken gefallen, als es hieß, Rodolfo habe Don Felipe mit einer Ochsenpeitsche über das Gesicht geschlagen.

Aber es stimmte! Don Felipe hatte eine mächtige Platzwunde auf der Stirn und der linken Wange. Ich habe alles getan, um sie zu beseitigen. Aber er behielt einen roten Streifen und ein tränendes Auge. Er trug seitdem den Sombrero tief über der Stirn, damit man den Striemen nicht sehen sollte. Ließ sich auch wenig in der Öffentlichkeit sehen. Verständlich! Es ist ja demütigend, vom eigenen Majordomo geschlagen zu werden. Sein Sohn Felipe junior bewirtschaftet seitdem die Hazienda. Jetzt ist er auch fort, aber man erwartet ihn jede Stunde zurück; denn die Indios rühren ja keine Hand, wenn er nicht zugegen ist. Trotz des Polizei-

postens, den man auf Zamoras Hazienda eingerichtet hat. Es ist gut, daß da draußen einige tüchtige, robuste Polizisten sind.

Rodolfo floh natürlich nach der Tat. Es sickerte durch, daß Felipe junior etwas mit der Tochter des Majordomos gehabt hatte. Ist nicht schön, nein. Aber doch nicht ungewöhnlich. Caballeros, man dramatisiert dergleichen hier nicht! Der junge Felipe ist schön und kräftig. Vielleicht lag sogar die Schuld bei der Juanita. Vielleicht hat es ihr Spaß gemacht!

Nicht aber ihrem Vater, dem Majordomo! O nein!

Der junge Mann hatte sich schleunigst aus dem Staube gemacht, als die Sache ruchbar wurde. War zu Verwandten gereist. Der alte Filipe wollte seinen tüchtigen Majordomo besänftigen. Kann mir denken, daß er ihm einige hübsche Pesoscheine in die braune Hand drückte – oder es versuchte. Ich kenne doch Don Felipe!

Und da geschah es. Ich meine den Schlag mit dem Ochsenziemer. Und seinen tüchtigen Majordomo war Don Felipe los, obendrein. Disparu! Verschwunden! Mit seiner runzligen Alten und der schönen Juanita mit den Kulleraugen.

Sehen Sie die Berge dort, Caballeros, auf denen die Sonnenstrahlen jetzt einen wahren Flimmertanz aufführen – mit den Kakteenfeldern und den Wäldern weiter oben – in der Tierra fria, dem kühlen Land, wie wir hier sagen. Dorthin ist Rodolfo verschwunden.

Aber damit war die Geschichte nicht aus.

In einer dunklen Nacht kam er – waffenstarrend und nicht allein. Mit knapper Not konnte sich Don Felipe mit den Seinen vor ihm in Sicherheit bringen, hier in der Stadt.

Die Polizei rückte aus, um den Banditen zu fangen. Voran Don Casco, der Dicke, unser Polizeichef. Aber sie kehrten unverrichteterdinge wieder in die Stadt zurück, ohne auch nur einen Schuß abgefeuert zu haben. Das heißt, einen Schuß hatte Don Casco abgefeuert – im Zorn hatte er einen Geier totgeschossen, was man nicht tut. Die Viecher sind nützlich, verzehren Kadaver. Don Felipe hielt sich seitdem in dem Stadthaus seiner Familie auf.

Die Zeit verging. Es blieb ruhig. Man vergißt dergleichen schnell in San Blas. Der Rodolfo hatte sich wohl in eine andere Gegend

verzogen. Vielleicht hatte ihn auch eine giftige Schlange gebissen oder eine Krankheit hingerafft.

Don Felipe zog wieder auf seine Hazienda, diesmal jedoch mit einer Maschinenpistole. Er hatte bei Casco die Lizenz zum Besitz von Schnellfeuerwaffen erwirkt. Auch Schultz ließ sich eine Kugelspritze kommen, obwohl ihn das Ganze doch gar nichts anging. Es war wohl aus Sympathie zu seinem besten Bierkunden. Da taten es nun auch andere. Jeder, der etwas besaß und zu verteidigen hatte, ließ sich Remington-Kugelspritzen kommen.

Ganz paßte dies unserm Don Casco nicht. Er war der Meinung, solche Waffen seien eines Mannes unwürdig. Ein rechter Mann wisse sich mit der einfachen Pistole zu verteidigen.

Unsereiner ist ein glücklicher Mensch. Man ist Arzt und braucht keinen Menschen zu fürchten.

Wie ich sehe, interessieren Sie meine Ausführungen, Caballeros! Ich danke Ihnen! Sie dürfen sich gern Notizen machen und Ihre Apparate laufen lassen. Wer einiges Geschick hat, kann daraus eine schöne Story machen, die vielleicht ein Knüller wird. Ich gönne Ihnen von Herzen allen Erfolg!

Aber durstig wird man beim Erzählen! Pepita! Mädels, bring uns noch Eiswasser! Mixe uns meine Lieblingsmarke Rio Colorado! Und schau ein wenig nach, Kindchen, daß es unseren Gästen an nichts fehlt! Mutter hat sich wohl zur Ruhe hingelegt? Gut so! Caballeros, meine Gattin hat es nicht gern, daß ich von Rodolfo erzähle. Der Kerl verdient ihrer Meinung nach nicht, daß man überhaupt von ihm spricht. Ja, Caballeros, denken Sie sich: Sie wirft mir zuweilen halb im Scherz und halb im Ernst vor, ich hätte meinen geheimen Spaß an dem Banditen. ‚Don Venustiano‘, sagt sie zu mir, ‚es schickt sich dies nicht für einen Mann in deiner Position! Vergiß nicht, was der Elende dem hochwürdigen Herrn Bischof antat!‘ Damit meint sie unseren Bischof Don Eusebio, einen Mann der Vorzüge, Caballeros! Und vielleicht hat Doña Dolores, meine Gattin, auch recht.

Ah, da kommt Pepita mit dem Eiswasser! Trinken Sie, meine Herren, es tut gut! Mil gracias, tausend Dank, mein Täubchen! Schauen Sie wieder auf San Blas hinab, Caballeros. Es liegt

Ihnen ja zu Füßen. Die Brauerei, die Post, das Gericht, das Haus des Alkalden, das Spital. Rund zwanzigtausend Einwohner hat der Ort – es können jedoch auch einige Tausend mehr oder weniger sein, wer will das so genau wissen. Rund fünfzehntausend sind Indios, mehr oder weniger braun. Arme Leute, ja, es ist wahr. Essen Frijoles, große schwarze Bohnen. Fast jeden Tag. Allerdings eine gesunde Kost. Der Organismus wird nicht belastet. Ist nur etwas einseitig auf die Dauer. Aber Hungers gestorben ist meines Wissens noch kein Indio von San Blas. Ihre Kinder – nun, das steht auf einem anderen Blatt, gehört nicht hierher.

Sie haben aus Ihren Wagen unsere Indios sicher vor ihren Hütten gesehen. Die Kleidung – nun ja, zugegeben: Loch an Loch. Aber was kann unsereiner tun, wenn sie die Löcher nicht flicken? Zwirn gibt es in San Blas!

Ja, aber eines muß man unseren Indios doch hoch anrechnen: Sie sind fromm, gottergeben. Und das ist gut.

Darum bin ich anderer Meinung als unser Postmeister Don Ernesto Diaz. Der meint, wir hätten zu viele Padres in San Blas, zu viele Geistliche. Ich bin froh, daß wir sie haben. Die Religion muß unseren Indios unbedingt erhalten bleiben. Rechnet man den hochwürdigen Herrn Bischof mit, so sind es gerade ein Dutzend. Das sind nicht viel, wenn man an die Padres in anderen Städten des Landes denkt.

Sehen Sie die Kirche neben der Brauerei, die mit den beiden glänzenden Türmen. Es ist, als hingen Sonnen an ihren Spitzen. Das ist die Kirche Todos Santos – die Kirche ‚Aller Heiligen‘. Ein altes Gotteshaus, aus der Zeit der Conquistadoren. Sie müssen es sich unbedingt ansehen. Hat eine Fülle wundertätiger Heiligenbilder. Ein Schatz, diese Bilder! Wertvollste alte Malerei. Sämtlich in echt goldüberzogenen Rahmen. Dort amtieren die Padres Don Eusebio, Don Luis und Don Matteo.

Dort zwischen den Häusern sehen Sie einen kleineren Tempel, die Kirche San Tomas. Dort residieren Don Pablo und Don Pedro. Im Scherz – harmlosen Scherz, das möchte ich betonen – nennen wir das Gotteshaus die ‚Kirche von Peter und Paul‘.

Und jene Kirche dort – sie hat nur noch einen vollständigen Turm, der zweite ist nur ein Stumpf – ist die Kirche Las Tres Marias – ‚Zu den drei Marien‘. Falls einige von den Caballeros Protestanten oder Dissidenten sind, möchte ich erklären: Es handelt sich bei den drei Marien um Maria Madre, Maria Magdalena und Maria Cleofas. Wundervolle Bilder der drei heiligen Frauen birgt das Heiligtum – Sie müssen diese ebenfalls gesehen haben. Und auch diese Bilder vermögen mancherlei, was sich unserer Vernunft entzieht. Dort sind die Padres Don Piedra und Don Urbano.

Das hohe Gebäude daneben ist die Konservenfabrik von Green and Green Limited. Der Chef, ein schwedischer Caballero, ist wieder im Ort, man arbeitet wieder. Verarbeitet in der Hauptsache die Rinder der umliegenden Haziendas. Der Herr Renquist spricht leider nur seine Muttersprache und etwas Englisch, er filmt und fotografiert in der Gegend herum. Das paßt Don Casco, unserem Polizeichef, auch wieder nicht. Er ist ja von Beruf mißtrauisch. Aber San Blas profitiert von Green and Green. Hohe Abgaben an die Stadt, die Caballeros verstehen.

Und endlich kommt unser Wahrzeichen und Schmuckstück, die Kathedrale San Blas. Eine Hand des heiligen Blasius ist in dem Hauptaltar eingemauert, man kann sie herausnehmen. Sie befindet sich jetzt in einem Zellophanbeutel in einem vergoldeten kleinen Kasten. Einmal im Jahr, am Ehrentag des heiligen Blasius, wird sie auf einem golddurchwirkten Kissen durch die Straßen unserer Stadt getragen. Da ist keiner, der ihr nicht nachfolgt. Und in jener Kirche amtiert nun der hochwürdige Bischof Don Eusebio – den die Caballeros nicht verwechseln wollen mit Don Eusebio von Todos Santos. Zu seiner Unterstützung hat er zwei Priester bei sich, Don José und Don Antonio.

Und nun wollen die Caballeros bitte dorthin sehen. Da ragen zwei Turmspitzen über einen Hügel. Das ist das ehemalige Kloster Espiritu Santo, das Kloster zum Heiligen Geist. Es ist zum Teil leider zerstört. Aber daran hat Rodolfo keine Schuld. Das ist früher geschehen, unter den Villistas, den Anhängern des Revolutionärs Pancho Villa, der Präsident werden wollte – das

war, als es drüben in Europa zum ersten großen Kriege kam. Sie nicken! Freut mich, daß Sie Bescheid wissen. In jenen Tagen hat das Kloster Espiritu Santo gebrannt. Eine Anzahl Mönche sind umgekommen. Und zum Wiederaufbau fehlte immer das Geld. Die Zeiten waren auch einer solchen Restaurierung nicht günstig. Wie Sie wissen, gab es Präsidenten im Lande, die den Padres und den Bischöfen nicht grün waren. Aber die Klosterkirche ist erhalten geblieben. Dort wirken die Padres Don Miguel und Don Felipe – nicht zu verwechseln mit dem Haziendero Don Felipe.

Ja, Caballeros – unsere Padres!

Gute Padres sind es – das muß ich sagen!

Sie werden leider fast immer etwas korpulent. Aber das macht ja auch das Zölibat. Alle Achtung vor ihnen, daß sie sich strikt an das kirchliche Gebot der Ehelosigkeit halten!

„Schimpft doch nicht auf die Padres!“ sage ich immer zu den Nörglern, die es natürlich auch in San Blas gibt. „Freut euch, daß sie dick werden! Ist doch ein Zeichen dafür, daß sie ihr Gebot ernst nehmen! Ich als Arzt muß es doch wissen!“

Allerdings muß ich mich berichtigen. Über den Padre Don Pablo von San Tomas wird gemunkelt, er habe – hm, ein Freundschaftsverhältnis mit einem Mädchen.

Auch das darf man nicht dramatisieren. Ist doch verständlich. „Schimpft nicht auf Don Pablo!“ sage ich immer. „Er ist ja doch auch ein Mensch, gewissermaßen, trotz seiner Weihe! Wenn es wahr sein sollte, so handelt es sich immerhin um ein Mädchen – schlimmer wäre es, wenn es sich um die Ehefrau eines Caballeros handelte!“ – „Ja“, sagt der Postmeister, „wenn es eine Señorita wäre – so aber ist es doch eine Braune, ein Indianermädchen! Auch das wäre zu verzeihen – wenn Don Pablo ein Padre wäre wie die anderen. Aber er ist es nicht – er ist kein richtiger Padre!“ Und wenn ich den guten Postmeister fragte: „Warum ist Don Pablo kein richtiger Padre?“, kam prompt die Antwort: „Weil er seine Nase in Dinge steckt, die einen Padre nichts angehen. Zum Beten und Singen, zum Segnen und Taufen ist er da! Was geht es einen Padre an, wieviel ein Indio verdient!“

Sehen Sie, Caballeros, unser gute Don Pablo hat einen kleinen Teufel unter der Soutane. Und dieser kleine Diablo verleitet ihn dazu, sich um die Hütten der Indios zu kümmern, um ihre Brunnen und Wasserstellen und was weiß ich. Als Don Agosto sein Hausmädchen wegjagte, das mit frecher Stirn behauptete, ein Kind von ihm zu bekommen, verschaffte Don Pablo dem Mädchen eine Wohnung. So etwas tut man nicht – wenigstens nicht in San Blas, wo man sehr auf seinen guten Ruf hält. Da könnten schließlich alle Hausmädchen kommen und behaupten, ein Kind ihres Patrons zu erwarten. Und ihr Galan sitzt irgendwo in einer Kneipe und trinkt Mescal. Aber ich will Don Pablo beileibe nicht schlechtmachen. Er ist ein Padre, trotz dieser gewissen Fehler, wenn man so sagen darf. Es ist nämlich so, Caballeros: Don Pablo glaubt an Gott! O Pardon! Denken Sie nun nicht, ich unterstelle unserem hochwürdigen Bischof und den anderen Padres, sie glaubten nicht an Gott und Maria Madre und den San Salvador. Sie sind alle fromme Männer, bestimmt! Aber es gibt da gewisse Unterschiede. Man sieht es ja an sich selbst. Ich bin auch ein gläubiger Mensch und würde es mir nie einfallen lassen, mich von der heiligen Kirche zu trennen – nicht einmal im geheimen.

Aber da gibt es gewisse Stufen. Wer will dem gebildeten Menschen die Stufe der Philosophie verwehren! Sie ganz bestimmt nicht, Caballeros, das glaube ich mit Sicherheit zu wissen. Unsere heilige Kirche ist ein großer Tempel mit vielen Gemächern. Und das ist gut, sehr gut. Ein jeder findet sein Gemach. Unsere Indios haben längst ihren großen Saal darinnen gefunden und fühlen sich dort zu Hause. Sie sollten einmal in die Kirche Todos Santos kommen, wenn das Hochamt gehalten wird, Caballeros! Aber ich rate Ihnen: Gehen Sie frühzeitig hin, wenigstens eine Stunde vor Beginn – Sie bekämen sonst nicht einmal einen Stehplatz in der Kirche!

Besonders schlimm ist es, wenn Don Pablo in San Tomas die Messe liest. Sie pressen sich förmlich an das kunstvoll geschmiedete Gitter des Chorraums, damit ihnen keine seiner Gebärden und kein Wort aus seinem Munde entgeht. Kein Zweifel, er hat

ihr Herz, er ist ihr Lieblingspriester. ‚San Pablo de todos Indios‘, so sagen verächtlich manche, ‚der heilige Pablo aller Indios.‘ Die einfachen Leute spüren seinen Glauben. Sie haben es ja leichter als wir, die wir Anfechtungen, welche ihnen völlig unbekannt sind, Widerstand entgegensetzen müssen – den Anfechtungen der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes. Doch Don Pablo ist ein Padre! Auch wenn er es wagt, seinem Bischof, Don Eusebio, zu widersprechen.

In der Tat, Caballeros, das hat er gewagt. Einmal, zweimal, vielleicht sogar dreimal. Wo er doch ein ganz gewöhnlicher Priester ist – und Don Eusebio ein Bischof.

Übrigens sind alle unsere Padres einschließlich des Bischofs hiergeblieben, als Rodolfo mit seinen Verschworenen in unsere Stadt einfiel. Und das wollte ich Ihnen erzählen. Entschuldigen Sie die Abschweifung, aber ich mußte Sie ja einführen in unsere Verhältnisse.

Wir erwachten in San Blas eines Morgens, wie man immer erwacht. Da fielen plötzlich Schüsse in der Stadt. Nun, man nimmt das nicht tragisch. Schießerei in einer Kneipe oder vor einer solchen – Schüsse eines Betrunkenen in die Luft. Leider schleppen hier viele Müßiggänger ihre Schießseisen mit sich herum. Aber man kann sie ihnen nicht nehmen, das wäre gegen ihre Mannesehre. Und die ist ihnen mehr als das Leben.

Es knallte also in der Frühe – und schon kommt Emilio, mein Majordomo, zu mir hereingestürzt, ohne anzuklopfen.

‚Don Doktor‘, schreit er, ‚Don Doktor – höchste Gefahr! Wir müssen alle schnellstens fliehen! Schnell auf die Mulis und in die südlichen Berge! Hinüber nach Sinaloa! Rodolfo ist in der Stadt!‘
‚Dann soll man ihn hinaustreiben!‘ sage ich.

‚Zu spät, Don Doktor – er hat sehr viele Leute mit! Und sie sind alle schwer bewaffnet. Don Casco soll geflohen sein. Mehrere Polizisten sollen sie erschossen haben! Sie haben die Post besetzt und das Gericht. Heimlich sind sie im Dunkel hereingekommen und haben auf einen vereinbarten Schuß hin das Haus Don Cascos angegriffen. Sie haben die Waffen der Polizei erobert!‘
Nun wird ja in San Blas – überhaupt in allen Orten unseres Lan-

des – gern übertrieben. Aber diesmal übertrieb mein Majordomo nicht.

Rodolfo hatte geduldig gewartet und eine Menge Männer um sich geschart, die wohl alle nichts zu verlieren hatten. Und nun hatte er das ihm verhaßte San Blas regelrecht überrumpelt, im tiefen Frieden, um sich Nahrung und Reittiere und weitere Waffen zu verschaffen – und recht gern die beiden Felipes über dem Eingang ihrer Hazienda aufzuhängen.

Caballeros, Hand aufs Herz: Was hätten Sie in meiner Lage getan? Man hat keine Feinde, man ist der Doktor. Aber weiß man denn, ob einen die fremden Schießer auch kennen? Weiß man denn, was eine rasende Horde will? Rodolfo kannte ich ja, und er kannte mich. Er grüßte mich stets, wenn wir uns früher begegneten – aber weiß man, wie er in solch einer Situation denkt?

Gut, wir bepackten also in aller Eile unsere Maultiere und ritten dann in die Berge hinein und nach Sinaloa hinüber. Der Bruder von Doña Dolores, meiner Frau, besitzt dort eine Mineralwasserfabrik. Wir wurden gut aufgenommen, hatten nichts auszustehen und konnten warten, bis sich Rodolfo wieder verzogen hatte. Er hat es wohl noch am selben Tage getan, nur erfuhren wir dies alles erst später. Ich war wohl einer der ersten, die in ihre Häuser von San Blas zurückkehrten. Wie gesagt, alles hat auch sein Gutes – wenn man von den materiellen Verlusten durch die Plünderung absieht. Unsere Polizei wurde endlich verstärkt. Don Casco hat jetzt größere Gewalt.

Und wenige Tage nach meiner Rückkehr erfuhr ich von einer höchst seltsamen Begebenheit. Madre de Dios, dies ist nun endlich die Geschichte, die ich Ihnen erzählen wollte.

Pepita, bitte bringe noch einmal Eiswasser!

Danke, danke, mein Täubchen! Und wenn die Caballeros sich noch eine Puro anzünden wollen? Sie sind mild, unsere einheimischen Zigarren, das werden Sie bemerkt haben! Hier ist die Kiste. Pepita, reiche sie bitte herum!

Wenn ich die Caballeros jedoch langweile – ein Wort genügt, und ich werde schweigen. Dann halten wir richtig Siesta.

Sie wollen mich weiter anhören? Sehr verbunden, muchas gra-

cias! Ich darf Ihnen versichern: Habe ich Sie bisher wirklich gelangweilt, so werde ich es nun bestimmt nicht mehr!

Rodolfo war also Herr von San Blas.

Was hätte Don Felipe gesagt, hätte ihm einer dies prophezeit. Immerhin, er hatte sich und die Seinen auch diesmal wieder retten können.

Rodolfos Leute plünderten gründlich. Sie hatten sicher Hunger – was wächst schon in den Bergen? Sie holten aus den Läden, was sie gebrauchen konnten und beehrten. Requirierten Mulis und Esel, bepackten sie und tranken dabei *Vino tinto*, Rotwein. Unser Roter ist vorzüglich. Küstenwein! Geht ins Blut!

Und jetzt kommt es.

Ziehen Sie ruhig an Ihren Puros, Caballeros, Sie werden deren beruhigende Wirkung nötig haben. Ich werde Ihre Nerven ein wenig strapazieren müssen. Aber wir sind ja Männer.

Nachdem gründlich geplündert und eine ganze Karawane bepackter Mulis und Esel ins Gebirge abgeschickt worden war, erließ Rodolfo vom Gericht aus den Befehl, die Padres unserer Stadt San Blas festzunehmen und zu ihm zu bringen. Sie wurden aus ihren Häusern geholt, einige aus dem Bett, einige aus der Kirche. Keiner von ihnen hätte fliehen können, als es soweit war. Sie hatten sicher gedacht, mit dem Rodolfo hätten sie nichts zu schaffen? Darüber erfährt man nichts. Der Bischof hat kein Sterbenswörtchen über die Angelegenheit verlauten lassen.

Im großen Gerichtssaal wurden sie gefangengehalten. Bewaffnete Fremde standen an den Fenstern und Türen. Rodolfo war zunächst nicht zu sehen. Es ist aber kaum denkbar, daß er sich inzwischen in die Gesetze vertiefte.

Der Herr Bischof, Don Eusebio, war weiß im Gesicht, aber ruhig, gefaßt und aufrecht. Er ist nicht groß, ziemlich rund und hat mitunter einen bläulichen Schimmer auf den roten Wangen. Er ist bekannt wegen seiner geistlichen Strenge und Ordnungsliebe. Alles geht bei ihm genau nach Gesetz und Recht der Kirche. Nichts übersieht er, nichts läßt er durchgehen. Und er weiß erstaunlich gut über alle Vorgänge in der Stadt Bescheid. Wäre er nicht Bischof von San Blas geworden, er könnte es jetzt wohl in

der Hauptstadt sein und Kardinal dazu. Würden Sie mich fragen, ob ich ihn für geeignet hielte, Papst zu werden, so würde ich ohne Bedenken mit Ja antworten. Zu den ungewöhnlichsten Tageszeiten pflegte er seine Padres aufzusuchen und nach dem Rechten zu sehen. Das ist ihnen sicher nicht die reine Freude – aber sie haben sich, wenn man von Don Pablo absieht, immer gefügt. Don Eusebio ist ja auch streng mit sich. Mit dem Lob ist er sehr sparsam. Kein Tadel ist bei ihm gleichbedeutend mit Lob. Und doch hat Don Pablo rebelliert, wie man sagt. Der Bischof hat ihm Kirchenstrafen auferlegt. Seine Mitbrüder haben ihn ermahnt und ihm gut zugeredet. Aber Don Pablo – übrigens der einzige Hagere unter unseren Padres – hat nicht hören wollen. Es hat wieder Strafen gesetzt, über die man Genaueres nicht erfahren konnte.

Er singe nicht richtig in der Kirche, hieß es. Er predige zu lange, und oft vergäße er darüber die geistlichen Dinge. Und dann gehe er zu sehr auf die Lügengeschichten der Indios im Beichtstuhl ein und verhängte hinterher einfach läppische Kirchenstrafen und meist wohl überhaupt keine. Nun, das glaube ich schon. Das mag alles wahr sein. Dennoch ist er ein Padre, der Don Pablo!

Madre de Dios! Ihn hatte Rodolfo nicht festnehmen lassen! Er war von selbst gekommen, als er erfahren hatte, wo sich seine Mitbrüder befanden.

Traurig, Caballeros, wie es Don Matteo erging! Er hatte wohl gerade gefrühstückt, als die Rodolfistas, die Leute des Rodolfo, in sein kleines weißes Haus neben der Kirche drangen. Der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren. Er bat die Wächter, in ein kleines Kabinett abtreten zu dürfen. Aber das gestatteten sie ihm nicht. Er mußte sich im Gerichtssaal in einer Ecke übergeben.

Don Luis war ebenfalls weiß wie ein frischgewaschenes Laken, die Hände flogen ihm.

Don Urbano weinte. Der Bischof herrschte ihn an.

Don José, ein noch junger Padre, knirschte mit den Zähnen.

Die beiden Brüder von Espiritu Santo hockten dicht aneinandergeschmiegt auf einer Bank im Gerichtssaal.

Caballeros, der Gerichtsdienner Ernesto hat all dies durch sein geheimes Guckloch in der Wand mit angesehen. So weiß es ganz San Blas, so weiß ich es. Und so wissen Sie es nun!

Es erschien endlich Rodolfo – bis an die Zähne bewaffnet.

„Buenos dias, Bischof! Buenos dias, Padres!“ sagte er laut, die eine Hand am Gurt mit den Pistolen. „Sie werden sich wundern, was Sie hier sollen. Sie haben Rodolfo nichts getan, nicht wahr? Und er bekennt: Weder der Bischof noch die Padres von San Blas haben ihm persönlich ein Leid zugefügt. Und doch hat Rodolfo eine Rechnung mit Ihnen zu begleichen, Padres! Ganz einfach die: Sie predigen in Ihren vielen Kirchen in einer Weise, als geschähe um Sie herum nichts außer Saat und Ernte, Sommer und Winter. Und dabei herrscht schreiendes Unrecht um Sie herum, Padres! Sie plaudern mit denen, die Unrecht über sich gehäuft haben, als wären sie Engel des Lichts. Sie spielen Schach mit Patronen, deren Hände hornige Stellen haben – aber nicht von der Arbeit, sondern vom Peitschenstiel. Eine Frage, Bischof Eusebio. Wie ist das: Sind die Indios Menschen?“

Don Eusebio sah den Rebellen an.

„Indios sind Menschen, Don Rodolfo“, sagte er.

„Das Don können Sie sich sparen, Bischof. Ein Geistlicher soll bekanntlich nicht lügen, in keiner Lage seines Lebens darf er Unwahres sagen, auch dann nicht, wenn ihm die Kugel gegossen ist. Eigentlich müßte Ihnen das irdische Leben doch ohne Belang sein, unwichtig! Wenn ich den Finger krumm mache, geht es Ihnen tausendmal besser als jetzt; denn Sie werden im Paradies sein. Wäre doch merkwürdig, wenn ein Bischof nicht ins Paradies käme! Wohin soll dann unsereiner kommen – und ich bin ehrlich genug zu sagen, daß ich auch dorthin will –, wenn es so etwas wie ein Paradies gibt. Na also!“

So frech, so abgebrüht, Caballeros, redete der einst so ordentliche Rodolfo mit dem höchsten Seelenhirten von San Blas.

Nun kann einer ja leicht frech sein, wenn er mit der geladenen Pistole dasteht und der andere hat nur sein Brevier in der Hand. Wenn ich in der Haut des Bischofs gesteckt hätte – nein, ich will lieber gar nicht daran denken!

„Um es kurz zu machen, Padres“, fuhr der Rebell fort, „ich habe etwas gegen Sie alle – halt, was tun Sie denn hier, Don Pablo?“ fragte er unwillig.

„Ich bin hier, weil mein Bischof und meine Brüder hier sind, Rodolfo“, sagte Don Pablo.

„Es hat Sie niemand aufgefordert hierherzukommen. Ich habe ausdrücklich... buen, wie Sie wollen! Padres! Sie sind ebenso schuldig wie der Haziendero Felipe, der sein kostbares Leben wiederum in Sicherheit bringen konnte. – Als ich ein kleiner Junge war, hat mir ein Padre einmal eine Geschichte erzählt – mir und meinesgleichen. Ein schlimmer römischer Heidenkaiser habe von einem Bischof den Schatz der Kirche verlangt. Er habe geglaubt, die Christen hätten in der Erde Gold und Silber verborgen. Da habe der Bischof alle Armen und Aussätzigen versammelt, sie dem Kaiser gezeigt und gesagt, dies sei der Schatz der Kirche. Padres, Sie haben die Armen und Elenden von San Blas ja nicht gerade wie einen Schatz der Kirche behandelt – Don Pablo, es ärgert mich, daß Sie hier sind, aber es steht Ihnen natürlich frei, hier zu sein –, und sehen Sie, das ist, was ich gegen Sie habe. Nun achten Sie genau auf meine Worte. Ich werde hier in San Blas ein Exempel statuieren. Für all die geflohenen Menschenschinder werde ich Sie im Hof des Gerichtes töten lassen, ehe wir in die Berge zurückreiten. Sie werden stellvertretend sterben für Felipe und die vielen anderen, die ihm gleich sind, von denen Ihnen meine Freunde endlose wahre Geschichten erzählen könnten. Aber dazu haben wir natürlich keine Zeit.“

Er hielt inne.

Der Bischof und die Padres standen reglos.

„Aber Don Rodolfo!“ sagte der Bischof endlich.

„Schweigen Sie!“ schnitt der Rebell dem Bischof die Rede ab. „Sie haben eine Chance: Jeder von Ihnen, der in Gegenwart einiger Bürger von San Blas erklärt, er würde lieber hier auf der Erde weiterleben als in den Himmel kommen, kann unbehelligt nach Hause gehen. Ich bin kein Unmensch, wie Sie sehen; Sie erhalten eine Viertelstunde Bedenkzeit!“

Er wandte sich und verließ den Saal. Öffnete die Tür noch einmal

und sagte: ‚Sie werden in diesem Saal allein gelassen. Türen und Fenster sind sicher bewacht. Sie werden selbst beurteilen können, ob Sie schneller laufen, als eine bleierne Kugel fliegt!‘

Nun war der Bischof mit seinen Padres allein.

‚Meine Brüder‘, sagte er, ‚bereiten wir uns also zum Sterben! Ich sehe keinen anderen Weg. Wir wollen einander beichten und uns gegenseitig lossprechen. Oder weiß jemand Rat?‘

Die Padres schwiegen.

Da räusperte sich Don Pablo: ‚Hochwürdiger Vater, würden Sie lieber noch einige Jahre im Erdenleben stehen als auf dem Gerichtshof an der Mauer zu enden?‘

‚So hat Rodolfo nicht gefragt, mein Sohn Pablo‘, entgegnete der Bischof. ‚Er hat gesagt, jeder von uns, der lieber hier weiterleben als in den Himmel kommen möchte, soll unbehelligt sein, wenn ich recht gehört habe.‘

‚Ganz recht, hochwürdiger Vater: als in den Himmel kommen, hat er gesagt!‘ sprach Don José.

‚Wer von uns wäre nicht lieber im Himmel!‘ sagte der Bischof.

‚Ja‘, seufzten die Padres – mit Ausnahme von Don Pablo, welcher sagte: ‚Reden wir jetzt die Wahrheit – oder reden wir Worte, die wir sagen zu müssen vermeinen?‘

‚Aber Pablo, mein Sohn!‘

‚Hochwürdiger Vater, es geht um die Wahrheit – auch jetzt. Es geht immer um die Wahrheit.‘

‚Gut – ich wäre lieber in des Himmels Herrlichkeit!‘ erklärte der Bischof angestrengt, aber entschieden und fest.

‚Halt‘, rief da Don Urbano. ‚Hochwürdiger Vater, liebe Mitbrüder! Wir sind nicht frei, wir sind in die Hand eines Rebellen gegeben – eines Menschen also, der aufbegehrt gegen die heiligen Gebote Gottes. Du sollst nicht töten! Das heilige Gebot gebietet uns, keinen Menschen umzubringen – sondern im Gegenteil jedem zu helfen, der sich in Not befindet. Dieser Rodolfo wird, nachdem er uns getötet hat, noch andere Menschen töten. Ist es nicht unsere Pflicht – ich meine, sollten wir nicht bestrebt sein, anderen Menschen das Leben zu erhalten? Das können wir aber nur, wenn wir selbst am Leben sind. Und unser Leben, das uns diesen

Dienst ermöglicht, bleibt uns nur dann, wenn wir die Worte sagen, die uns der Rebell vorgesprochen hat. Sie haben keine Bedeutung – es sind Worte, nichts weiter.'

„Wie meinen Sie das – ich verstehe nicht ganz?“ sagte der Bischof.
„Ehrwürdiger Vater – ich meine, wir sollten den Rebellen, den Gesetzes- und Gebotsverächter mit List überwinden, und dann, wenn wir unser Leben gerettet haben, alles daransetzen, ihn dingfest zu machen, damit er nie wieder Menschen an Leib und Leben Schaden zufügt.“

„Bruder Urbano: Wir sollen also in Gegenwart einiger ausgesuchter Zeugen die Erklärung abgeben, daß wir lieber auf der Erde leben als in die Ewigkeit eingehen würden – das wollen Sie doch mit Ihren Worten sagen? Was meinen die Brüder dazu?“

Es entstand eine Pause.

„Urbano hat nicht unrecht“, sagten dann mehrere zugleich.

„Aber es ist List und Lüge!“ erklärte Don Pablo.

Immer mußte der ihnen mit seinem Wahrheitsfanatismus kommen! Und dabei bangte er doch wohl genauso um sein irdisches Leben wie sie alle. Und wenn es zutraf, was man von ihm flüsterte – nämlich, daß er es mit einem Indianermädchen hielt –, dann hing er sicher noch viel stärker am Diesseits als die anderen Brüder. Wenigstens wäre das logisch, Caballeros.

„Hochwürdiger Vater“, begann Don Urbano wieder, „wenn ein Räuber kommt und Sie fragt, wo Sie das Kirchensilber versteckt haben – in eindeutiger Absicht –, würden Sie ihm den Ort sagen? Wenn Sie die Wahrheit liebten wie Bruder Pablo, müßten Sie es!“

„Ich glaube, Gott verziehe mir die Unwahrheit!“ kam es mühsam von den Lippen des Bischofs.

Don Urbanos Züge strafften sich.

„Ein solcher Kirchenschatz ist auch unser Leben“, sagte er.

Da ging die Tür des Gerichtssaals auf. Rodolfo trat ein.

„Nun, Padres! Die Zeit ist um!“

„Don Rodolfo –,“ sagte der Bischof.

„Nichts da!“ schnitt der ihm die Rede ab. „Die Befragung vor den geladenen Zeugen findet einzeln statt. Bischof Eusebio, Sie sind der Höchste im Rang, kommen Sie!“

„Brüder, seid stark und fest im Glauben!“ sagte Eusebio und segnete die Padres.

Einer nach dem andern wurde herausgeholt, zuallerletzt Don Pablo.

Caballeros, wenn ich das vor mir sehe – und ich bin ein Mensch, der stark visuell veranlagt ist: Ich muß alles sehen, was ich höre und wiedererzähle –, dann tritt mir doch der Schweiß auf die Stirn. Verzeihen Sie!

Was hatten die armen Padres und der hochwürdige Bischof dem Rodolfo getan, daß er sie so unmenschlich quälen mußte? Denn was er von den Padres verlangte, war tausendmal schlimmer als einfach der Tod an der Wand nach einer kurzen Erklärung.

Sehen Sie: Da ist die Kirche. Da ist das weiße Haus daneben, mit seinen Arkaden, vor denen es grünt und blüht. Da duftet es aus der kleinen Küche nach gebratenem Huhn oder gebackenem Fisch. Da riecht es im Keller süß-säuerlich nach gutem Wein. Da liegen die geliebten Bücher, da steht der Schaukelstuhl, Caballeros! Und dahin soll man nun nicht zurückkehren – nur weil ein Gesetzloser die Stadt gegen alles Recht in seine Gewalt gebracht hat.

Nun ja, der Himmel, die Ewigkeit sind mehr als Fisch und Brathuhn und noch so schöne und interessante Bücher. In den Büchern steht es doch geschrieben, wie hoch die himmlische Herrlichkeit über dem Erdendasein steht. Aber sagen Sie doch selbst, Caballeros: Lieben wir armen, sündhaften Menschen den Weg zu etwas Schönerem nicht mindestens ebenso sehr wie das Schöne selbst? Und nun plötzlich in der Frühe an die Wand! Man muß das auch bedenken! Wenn es nach einer langen Haft im Kerker gewesen wäre! Aber nein, in der Frühe des Tages – eines Tages, der ein sehr schöner zu werden versprach!

Rodolfo und seine Leute würden wieder verschwinden, in die nördlichen Berge – alles würde wieder sein wie vorher. Nur, daß man sich in San Blas besser darauf einrichten würde, ungeladenen Gästen das Wiederkommen zu vergällen.

Und man selber soll an die Mauer – ist sich jedoch keiner einzigen und noch so kleinen Schuld bewußt! Nein, Caballeros! Ich

habe als Arzt gewiß starke Nerven – aber ich weiß nicht, wie ich in dieser Lage reagiert hätte.

War der Rat des Don Urbano nicht sehr klug?

Doch hören Sie nur – das heißt, lassen Sie Ihre Puros nicht ausgehen – das wiederum hieße Rodolfo zu viel Ehre antun!

Sie lauschen gespannt? Ein neues Tonband wollen Sie einlegen – aber bitte, bitte!

In dem anderen Gerichtssaal, dem kleinen, wo sich bei den Verhandlungen Richter und Geschworene aussprechen, wurden die Padres von San Blas wieder zusammengeführt.

Rodolfo brannte sich in aller Ruhe eine neue Zigarette an. Sie wollte nicht gleich brennen. Es dauerte eine Weile, bis seine blauen Wolken in den Raum stiegen.

Dann sagte er kurz: ‚Zwei von Ihnen würden lieber im Himmel sein als auf dieser elenden Erde: der Bischof Eusebio – und der Padre Pablo. Dieser Wunsch soll ihnen jetzt im Hof des Gerichtsfängnisses erfüllt werden. Gehen Sie, unnötige Qualen werden Ihnen erspart, es wird schnell vorüber sein!‘

Der Bischof ließ den Blick über die übrigen zehn Padres gleiten, die erklärt hatten, daß sie lieber im Diesseits weiterleben wollten. Es war ein fremder, erstaunter, abwesender Blick. Dann trat er an Don Pablo heran.

‚Mein Bruder Pablo‘, sagte er und küßte ihn auf die Wange, ‚vergib mir meine Sünde – vergib, daß ich falsch von dir gedacht habe!‘

‚Ich vergebe – dir!‘ sagte Don Pablo. ‚Vergib du mir meinen falschen Eifer, mein Ungestüm – und fleischliche Sünden!‘

‚Ego te absolvo!‘ sagte der Bischof.

‚Bitte!‘ kommandierte Rodolfo.

Hinter den beiden fiel die Tür ins Schloß. Man hörte, wie sich die Schritte eines Trupps entfernten.

Rodolfo blieb und sah die zehn Padres voller Verachtung an.

‚Dürfen wir nun gehen, Don Rodolfo?‘ fragte mit fremd klingender Stimme Don Urbano.

„Sobald die Schüsse gefallen sind!“ antwortete der. Die Padres standen mit gesenkten Häuptern da. An der Wand tickte die Uhr – tick tack, tick tack – Padre Antonio ließ sich auf die Knie nieder und steckte die Finger in die Ohren. Padre Miguel schrie laut: „Pablo, Bruder – vergib mir, was ich dir Böses tat – mit der Zunge!“ „Vergebt uns, Brüder“, riefen mehrere.

Da krachte die Salve.

Rodolfo warf die Zigarette fort.

„Sie können nun gehen, Padres“, sagte Rodolfo, „aber gehen Sie durch den hinteren Ausgang. Ich will kein Aufsehen!“

Die Padres, die neben Antonio auf die Knie gesunken waren, erhoben sich. Rodolfo selbst öffnete ihnen die Tür des kleinen Gerichtssaales und machte eine einladende Gebärde: Sie sollten gehen. Er folgte ihnen.

Sie gingen über den Fußboden, in den mit farbigen Mosaiksteinchen ein Wappen eingelegt war: ein Adler, der eine Schlange zerbiß.

Grell leuchtete die Morgensonne den Padres ins Gesicht, als sie dem hinteren Ausgang zustrebten.

Da prallte plötzlich Don Urbano zurück und warf Don Matteo um. Vor ihnen standen Bischof Eusebio und Don Pablo!

Grinsende Gesichter waren auf sie alle gerichtet. Jemand spuckte Don José ins Gesicht. Die zehn Padres wagten keinen weiteren Schritt.

Da trat Rodolfo an Bischof Eusebio heran und sagte: „Hier, Don Eusebio – nehmen Sie!“

Er reichte ihm eine schwere Ochsenpeitsche, den Stiel dem Bischof zugekehrt.

Don Eusebio erwachte wie aus einem Traum. Er schüttelte den Kopf. Er nahm die Peitsche nicht. Er ließ Rodolfo stehen und ging zu Don Urbano. Umarmte ihn und küßte ihn. Das tat er auch mit den übrigen neun.

„Eure Beichtkinder werden warten – geht an euren Dienst, meine Brüder!“ sagte er.

Sie sehen mich fragend an, Caballeros? Nun, ich bedaure, dies ist

das Ende meiner Geschichte. Unser hochwürdiger Bischof und die Padres amtieren wieder. Auch die anderen Herrschaften werden demnächst wieder nach San Blas zurückkehren und ihren Geschäften nachgehen. Wir haben ein verstärktes Polizeikommando in San Blas, wie ich schon bemerkte. Rodolfo wird es sich wohl überlegen, ob er noch einmal wiederkommt.

Und ich freue mich ehrlich auf eine Partie Schach.

Aber nun wollen wir doch unsere Siesta halten, nicht wahr? Und gegen Abend, wenn es kühler wird, gehen wir mal hinunter zu Don Pablo in die Kirche. Er ist heute abend in San Tomas an der Reihe, ich weiß es. Und ich werde den Alkalden anrufen, daß er uns einige gute Plätze sichert.“

Das Ende des Tonbandes fuhr raschelnd aus der Spule, die sich einige Male schnell drehte und dann stillstand.

Charles sah seinen Bruder Patrick gespannt an.

„Wenn du das Band entbehren kannst, bitte laß es mir!“ sagte Patrick.

„Mit Freuden!“ erklärte Charles.

„Solides Milieu“

Ehe mir das Transitvisum in den Paß gestempelt wurde, mußte ich mich mit meiner Unterschrift verpflichten, das betreffende Land auf dem verkehrstechnisch kürzesten Wege zu durchreisen und nirgendwo längere Rast zu machen. Ich hatte diese Unterschrift ohne Zögern geleistet und war auf der Hinreise auch einigermaßen bemüht gewesen, mich an die eingegangene Verpflichtung zu halten. Auf der Rückreise wurde es jedoch anders. Zwar trug ich eine reiche Ausbeute an Erlebnissen, aber im Rucksack der Abenteuer war noch etwas Platz. So beschloß ich in einem Anflug weltmännischer Großzügigkeit, heimwärts nicht den geraden Schienenweg zu benutzen, sondern einen großen Bogen zu fahren und der Stadt Göteborg einen Besuch abzustatten. Den Kopf würde es nicht kosten, wenn einer von den langen, blaugekleideten Konstablern sich meiner annahm. Ein lächelnder Fahrkartenverkäufer errechnete bereitwilligst den niedrigsten Preis der Umwegkarte, die wenig später durch Rohrpost herbeigepustet wurde, und dann saß ich im Zuge und guckte zum Fenster hinaus.

Mitten in der Nacht traf ich in Göteborg ein, der internationalen Hafenstadt mit etwa dreihunderttausend Einwohnern. In der Nähe des Bahnhofs fand ich das Hotel „Drei Kronen“, nicht allzu groß und vornehm und somit richtig für mich. Ich kam unerwartet gut und billig unter.

Von der langen Reise war ich ziemlich erschöpft und fiel sogleich in einen bleiernen Schlaf, der indes nur wenige Stunden währte. Die Spannung im Unterbewußtsein hatte die Oberhand über das Schlafbedürfnis gewonnen, ich war hellwach und hörte in der Ferne Lokomotiven fauchen und frühe Straßenbahnen kreischen.

Dann und wann brummte unten ein schweres Lastauto vorüber und ließ die Fenster scheppern – Geräusche, die der Reisende zur Genüge kennt.

Ich konnte es nun kaum erwarten, daß aus dem düstergrauen Morgen heller Tag wurde. Sehr hastig rasierte ich mich und rauchte vor Nervosität eine Pfeife Tabak auf nüchternen Magen – obwohl ich wußte, daß mir dies meistens nicht bekam. In der kleinen, modernen Cafeteria des Hotels war ich der erste Frühstücksgast. Das Fräulein, das sich dort wohl gerade erst eingestellt hatte, war etwas unwillig verwundert, aber dann spürte es wohl meine Eile und bediente mich schnell. Ich zahlte, meldete mein Zimmer ab und zahlte noch einmal. Dann trat ich durch die schwere Pendeltür, ging einige Schritte und roch schon das Hafengewässer. Es war noch immer sehr früh.

Wohin nun? Zuerst gedachte ich mir das Lokal anzusehen, in dem wir uns vor achtzehn Jahren regelmäßig getroffen hatten, unabhängig von der Uhrzeit, mehr nach der zeitlichen Lage der Gelegenheitsarbeiten, die wir gerade ausübten: eine Handvoll junger Leute mit ungewöhnlichen Schicksalen, verhinderte Weltenbummler ohne Geld. Das Lokal hieß „Zum Seehund“ – und ich konnte es nirgendwo finden. Wo es gestanden hatte, erhob sich ein achtstöckiges Betonhaus, das einer hochkant gestellten Zigarrenkiste glich, an der bunte Balkone hingen, in schöner, moderner Unregelmäßigkeit der Farben. Im Erdgeschoß befand sich ein Restaurant mit funktionalistischen Metallstühlen und Tischen. Der alte „Seehund“ war wohl baufällig geworden oder gar schon dem Einsturz nahe gewesen; denn schon damals hatte man nicht viel Staat mit ihm machen können. Irgendein tüchtiger Geschäftsmann hatte die günstig gelegene Stelle sicher erworben, den „Seehund“ abgerissen und ein modernes Geschäftshaus gebaut, um die investierten Mittel mit Zins und Zinseszins wieder hereinzuholen. Der LUNCHraum war fast leer. Nur zwei Handelsvertreter in grauen Anzügen tranken ihren Morgenkaffee. Sie hatten das Haar sorgfältig gescheitelt und trugen die unvermeidliche mattblaue Krawatte. Kaffeekannen und Tassen standen neben dicken Auftragblöcken. Aufgetriebene Ledertaschen, schreiend gelb,

lehnten an den verchromten Stahlrohrbügeln der blaugepolsterten Stühle. Ich konnte dies alles durch die großen Glasscheiben und das aus gehöhltem Bambus wuchernde Geranke exotischer Pflanzen sehen.

Das Gefühl der Enttäuschung befiel mich. Ich kam mir ungemein fremd vor. So gut wie alles hatte sich im Lauf der letzten achtzehn Jahre verändert. Die mennigerot angestrichenen Holzschuppen waren verschwunden. An ihrer Stelle standen kantige, kastenartige Gebäude auf Betonbeinen, an deren Wänden noch grüne und orangerote Leuchtreklame zuckte. Verschwunden waren auch die ausgedehnten Stapel scharfriechender Herings-tonnen, die ich – wohl hauptsächlich wegen ihres Geruches – noch gut in Erinnerung hatte.

Das Leben begann. Vornübergeneigte Menschen eilten mit hochgeschlagenen Mantelkragen vorbei. Autos hupten. Erst als mich fast ein Kühler mit grinsendem Haifischrachen berührte, begriff ich, daß die Warnsignale mir galten – dem Fremden, der nicht zu wissen schien, daß man hier auf der linken Seite der Straße fuhr. Es roch nach fettem Öl und Petroleum und Morgenkaffee. Wind trieb ein kreiselndes Staubmännlein über die Straße, Zeitungen raschelten im Rinnstein.

Plötzlich hörte ich Musik. Nein, keine Radiomusik aus einem offenen Fenster, sondern kratzendes Spiel auf einer Violine. Die alles andere als schönen Klänge zogen mich an wie ein Magnet. Ich bog um eine zugige Hausecke – und da stand er wirklich und leibhaftig – so, wie er vor achtzehn Jahren an den Hausecken von Göteborg gestanden hatte: der „verrückte Geiger“. In derselben ausgefranst Hose ohne Bügelfalte, in denselben breitgetretenen Halbschuhen mit den seitwärts hervorquellenden Schwartensohlen, dem schlotternden braungrauen Mantel mit den sackartig herabhängenden Taschen. Er geigte und geigte. Für wen wohl? Für die eiligen Arbeiter und Stenotypistinnen, die Kehrfrauen der Frühe? Für sich?

Seltsam, wie unverändert der Mann aussah. Er hatte dasselbe lederartige Gesicht mit den Pockennarben wie damals, das Dante-Profil, den leicht verächtlichen Zug um die dünnen, farblosen

Lippen, dieselbe Stoppelwildnis auf den bräunlichen Wangen bis hin zu den geschwungenen Jochbeinen. Doch – etwas hatte sich an ihm verändert: Das einst fast blauschwarze Haar wies breite, graue Strähnen auf.

Ich erinnerte mich, wie ich ihn einst gegen eine Gruppe von Backfischen verteidigt hatte, die sich über ihn lustig machten – mit dem Erfolg, daß sie mich darauf ebenfalls auslachten. Ich hörte sie im Geiste kichern. Ich hatte ihn dann angesprochen; aber er hatte mir keine Antwort gegeben.

Ob er taubstumm war? Oder ein Ausländer, der mich nicht verstand? Dessen war ich sicher: Er würde mir auch jetzt nicht die allergeringste Auskunft erteilen können – über meine Freunde von damals, die ich nun immer deutlicher vor meinem inneren Auge sah.

Da war der „Professor“, ein schon älterer Mann mit nervösem und scheuem Gebaren. Manchmal trug er einen stumpfen Kinnbart. Er war sehr mager, von den Nasenflügeln liefen dunkle Furchen nach unten und zogen die Mundwinkel nach. Seine Brauen waren verfilzt und grau, die Augen wäßrig. Meist sah er einen durch schmale Augenschlitze an, eine senkrechte Falte stand ihm fast immer auf der Stirn. An den behaarten Fingern hatte er lange, gelbe Nägel. Unregelmäßige braune Flecken bedeckten seine Handrücken – sie rührten wohl von einer Krankheit her. Er war nicht groß und lief leicht gebückt. Sah man ihn im Menschengedränge der Stadt laufen, so wirkte er wie einer, der es eilig hatte.

Und da war die Inez: ein hochgewachsenes, blondes Mädchen mit sehr schmalem Gesicht, blassen Wangen, nachgezogenen Augenbrauen und gemalten kirschroten Lippen, immer umgeben von einer Parfümwolke. Wenn sie lachte, sah sie schön aus. Sie gab sich gern burschikos und war sehr schlagfertig. Aber das war alles Anstrengung – jeder von uns wußte, daß sie ein armes, gescheitertes Ding war, das sich kurz vor dem endgültigen Abgleiten mit letzter Energie aufgerafft hatte und sich mühte, aus dem Elend herauszukommen, in das sie irgendwer oder irgendwas gestoßen hatte. Inez ging immer gut gekleidet und hatte oft eine

neue Handtasche. Überraschte man sie in ihrem kleinen, sauberen Zimmer, über dessen unverschämt hohe Miete sie klagte, so sah man, daß ihr Gesicht von unzähligen feinen Linien überzogen war.

Zu uns gehörte Toivo, ein harter finnischer Bursche mit schmalen, etwas schräg liegenden Augen und einem seltsamen Ehrenkodex; Toivo mit den knochenharten Händen voller Schwielen, der nichts von Fingernagelpflege hielt und sich höchst selten überwand, mal einen Friseur aufzusuchen. Toivo hatte uns allen voraus, daß er arbeiten konnte bis zur Verbissenheit, so ging es ihm auch fast immer verhältnismäßig gut. Seine Welt war klein, eng umgrenzt. Ihn hatte wohl die Not zu Hause ganz einfach über die Ålandsee verschlagen.

Weiter muß Bully genannt werden, der ungestüme Brüller und Hans Stolprian, der seine Umwelt für schwerhörig hielt und völlig ungeeignet für Besprechungen war, die nicht für andere Ohren bestimmt waren. Auch er beherrschte eine Kunst. Er konnte tagelang fasten und bei leidlich guter Laune bleiben. Er verstand sich auf alles, was zum Auto oder Motorrad gehörte – er war wie ein Arzt der Motore und geizte nicht mit seinen Diagnosen, wenn ein krankes Vehikel vorüberklapperte.

Siegmund gehörte auch zu uns – unser „Narziß“, der in sich selbst verliebte Möchtegern-Abenteurer, der in der Ferne vor einem gedachten Publikum seiner österreichischen Kleinstadt Theater spielte und von einer glorreichen Heimkehr als „gemachter Mann“ phantasierte.

Und schließlich muß ich Swerker nennen, Swerker, den zornigen, unzufriedenen Studiker. Er war ein großer, breitschultriger und recht hübscher Bursche aus dem fruchtbaren Süden des Landes, der etwas suchte und nur nicht wußte, was es war.

Zu diesen Menschen war ich zufällig im „Seehund“ gestoßen, damals, als ich wieder einmal ohne Arbeit dastand. Der Bauer, bei dem ich als unbezahlter Knecht ohne staatliche Arbeitsgenehmigung schaffte, war ängstlich geworden und hatte mich mit vielen Worten von seinem Hofe komplimentiert. Ach, mir war das nichts Neues – ich wußte, daß diese Stunde kommen würde! Ge-

wöhnlich wurden die Bauern im Herbst „ängstlich“, wenn der ärgste Ernteplack wieder einmal geschafft war. Im hohen Sommer, wenn der Weizen goldgelb und voll auf den Anhöhen über der Meeresküste stand, war es anders. Da wurde keiner von ihnen von solcher „Ängstlichkeit“ befallen. Da hieß es früh mit der Sonne aus dem Bett und erst kurz vor Mitternacht wieder hinein. Kurzum, mein guter, alter Hermansson hatte angefangen, mit seinem quäkenden „Jää-jää“ herumzudrucksen. „Jää, jää – nicht etwa, daß ich etwas gegen dich hätte, nein, nein – für einen Ungelernten hast du deine Sache ganz gut gemacht, wir mögen dich gern hier bei uns. Aber du weißt ja selber – eine Arbeitsgenehmigung müßtest du haben, und die hast du leider nicht. Sie sind wieder mal sehr scharf in solchen Sachen. Habe allerlei in der Zeitung gelesen. Wenn sie den Bauern was am Zeug flicken können, dann tun sie es, jää. Eine Arbeitsgenehmigung müßtest du eben haben, jää!“

Was hätte ich damals für solch einen Zettel mit Unterschrift und Stempel gegeben! Damit wäre ich ja ein richtiger Mensch geworden – so existierte ich amtlich gar nicht. Heute würden sie ihn mir wahrscheinlich mit Kußhand geben, wenn ich auf dem Arbeitsamt um einen solchen bitten würde. Aber damals wollten sie nicht.

Ich fragte einmal unsern „Professor“, ob er nicht einen solchen Zettel herbeischaffen könne. Es könne doch gar nicht so schwer sein! Aber er ging darauf nicht ein – obwohl ich wußte, daß er insgeheim dies und jenes Dokument anfertigte und gegen Geld abgab. Sachen, die sich auf das Inland bezogen, ließ er sein. Und er wußte wahrscheinlich genausogut wie ich, daß in meinen Hosentaschen keine Geldscheine raschelten.

Die Freunde ließen mich an ihren Mahlzeiten teilnehmen, wenn sie zufällig etwas verdient hatten. In kleinen oder größeren Zeitintervallen hatten sie etwas Geld. Mir ging es ebenso, und ich konnte mich dann bei Gelegenheit revanchieren. In die gute Inez war ich natürlich sogleich bis über die Ohren verliebt. Aber als ich meinen Gefühlen größere Deutlichkeit verlieh, sagte das lange Mädchel nicht unfreundlich, aber sachlich kühl: „Laß doch den Un-

fug, Rainer! Er würde dir nicht bekommen! Sieh lieber zu, daß du an eine Arbeit herankommst, die etwas abwirft. Der Winter kann bei uns sehr eklig werden!“

Mit Swerker, der wohl mein bester Freund war, beriet ich, was ich unternehmen könnte. Er wußte nichts, hatte auch gerade nichts, wohl aber noch ein paar Zehnkronenscheine als eiserne Reserve.

„Alles Dreck!“ sagte er. „Unsereinen lassen sie für ein paar schmierige Öre die Kastanien aus dem Feuer holen – ist doch wahr! Laß dich übrigens nicht mit dem guten Professor allzusehr ein. Er ist ein guter Kerl, aber wenn sie ihn mal schnappen, muß er lange in den Knast. Hat ja doch alles keinen Zweck, das Schieben und das Klauen. Viel kann unsereiner damit nicht verdienen, wenn die Sache ungefährlich bleiben soll. Und immer hat man Manschetten vor den Bullen. Dazu muß einer geboren sein – wir sind es allesamt nicht. Wer das richtig versteht, ist bald ein Großer – und wenn er groß ist, ist er sicher. Man müßte auf etwas kommen, Rainer, kapiertst du – man müßte etwas finden, das die ganze Misere mit einem Schlag beendet!“

„Warum fährst du denn nicht nach Hause, Swerker – du hast doch noch ein Zuhause?“

„Du!“ drohte er. „Alles höre ich mir an, bloß das nicht. Sag solchen Quatsch nicht noch einmal! Du bist fremd hier, das entschuldigt – bist ein Neuer!“

„Oh, ich wollte dich wirklich nicht kränken!“ sagte ich etwas pikiert.

„Blödsinn, Schluß!“ meinte er nur und machte eine wegwerfende Handbewegung. Er drehte sich aus Tabakkrümeln eine Zigarette. Es roch nach Dorfschmiede, als er sie anzündete und mit sichtlichem Behagen schmauchte.

Dann fing er wieder an zu bohren:

„Man müßte etwas finden, verstehst du! Nichts Gewöhnliches! Keinen Kleinkram! Etwas Ordentliches! Etwas, auf das andere nicht kommen – weil sie es nicht können. Du, sie haben schon manch einen aus dem Dreck zum Film geholt – und heute fährt er einen Cadillac und hat seine Villa mit Swimmingpool!“

„Möchtest du Schauspieler werden?“

„Möchtest! Möchtest! Das ist doch nur ein Beispiel. 'raus aus dem Dreck möchte ich. Den Bullen den Rauch einer guten Zigarette ins Gesicht blasen und grinsen! Anfangs denkt man: Kommt Zeit, kommt Rat! Stimmt nicht! Die Zeit kommt – und geht. Aber wo bleibt denn der Rat? Hier wird kein Rat, mein Verehrter aus dem großen Vaterland! Wir werden schließlich noch von Glück sagen können, wenn sie uns den Winter über einbunkern – im Knast ist es wenigstens warm, und sie füttern einen!“

„Kann ich mir nicht leisten, Swerker“, sagte ich, „mich schieben sie dann gleich in meine liebe Heimat ab, nach der mein Sinn augenblicklich gar nicht steht – wie du ja weißt. Es geht mir da zu laut zu!“

„Hm!“ Er grinste verstehend.

Ich weiß es noch genau: Es war am Nachmittag desselben Tages gewesen, an dem wir dies Gespräch führten. Inez war zu uns in den „Seehund“ gekommen, parfümduftend wie immer, mit einem neuen Handtäschchen. Wir beide – Swerker und ich – aßen zum erstenmal an diesem Tage etwas Warmes.

„Da hockt ihr wieder herum!“ tadelte sie. „Ein wenig umtun könntet ihr euch schon. Irgend etwas muß sich doch machen lassen? Ist denn kein Schiff hereingekommen?“

„Darling, es kommen tagtäglich Schiffe herein“, erwiderte Swerker, „aber dir dürfte doch nicht unbekannt sein, daß die Hafentarbeiter nach Arbeit Schlange stehen! Und sie brauchen's doch in erster Linie! Haben Weiber und Kinder und teure Buden. Es dauert ja auch immer eine Ewigkeit, bis man drankommt. Und soll ich wirklich schwere Ballen schleppen und mir einen Knacks auf Lebenszeit holen? Für 'nen Dudeldei? Und eine Abreibung von einem erbosten Hafentarbeiter, dem ich die Arbeit weggenommen oder den Lohn gedrückt habe? Nee, mach' ich nicht!“

Inez zuckte mit den Achseln und sah zu der niedrigen, veräucherten Balkendecke hinauf. Das Fräulein kam; sie bestellte Kaffee mit Gebäck und nahm die Zeitung in die Hand, die auf dem Tisch lag.

Wir saßen stumpfsinnig da, die Ellbogen auf dem Tisch, und stierten andere Gäste an, Transportarbeiter, Matrosen und alte Hafenoriginale.

Plötzlich setzte Inez ihre Kaffeetasse hart auf die Untertasse und hielt die Zeitung dichter vor die Augen.

„Hier!“ sagte sie dann und wies mit dem rotlackierten Nagel ihres Zeigefingers auf eine Zeitungsannonce – eine unter unendlich vielen. „Wäre das nicht etwas für euch kluge Köpfe? Könnt doch sonst so angeben mit euren Fähigkeiten!“

Wir lasen: „Bekannter Verlag sucht laufend Manuskripte. Bedingung: Solides Milieu! Näheres durch die Redaktion dieser Zeitung.“

„Solides Milieu!“ platzte Swerker heraus. „Inezkind – du bist wohl sehr übernächtigt?“

„Ich meinte nur“, sagte Inez und steckte sich eine Zigarette an. „Suchst du nicht den großen Wurf, Sonny?“

Auch ich muß wohl sehr dumm dreingeschaut haben.

Nach einigen Minuten meinte Swerker jedoch ernster:

„Man sollte so etwas vielleicht doch einmal versuchen. Macht man nichts, so wird nichts! Geschrieben habe ich schon einiges, etwas davon wurde auch gedruckt. Allerdings derart überarbeitet, daß ich meinen Text nur mit Mühe wiedererkannte. Aber ich kriegte einige Piepen dafür. Das wäre vielleicht mal 'ne Sache. Was meinst du dazu, Rainer – du mit dem großen Dichternamen. Hast du auch schon Duineser Elegien geschrieben?“

„Bewahre!“ wehrte ich mich. „Aber warum nicht? Wir könnten es doch gemeinsam versuchen! Jeder müßte etwas beisteuern. Was der eine nicht weiß, weiß vielleicht der andere. Machen wir doch mal zur Abwechslung 'ne solide Geschichte!“

„Mädel, Inez!“ sagte Swerker. „Das ist vielleicht unsere Sternstunde! Wieviel verlangst du als Abfindung für die Idee – du hast die Annonce zuerst gefunden!“

„Nur gleichen Anteil“, erwiderte Inez. „Ich würde übrigens mitmachen. Ich glaube meine Muttersprache leidlich gut lesen und schreiben zu können.“

Swerker machte ein Eselsgesicht.

„Ach, das glaubt der Herr Studiosus nicht“, meinte sie daraufhin spitz. Sie wühlte in ihrer Handtasche herum, fischte eine kleine Briefftasche heraus, entfaltete ein Stück abgegriffenes Papier und hielt es uns mit bitterem Triumph vor die Augen. Es war das Abschlußzeugnis einer Oberschule, mit recht guten Noten.

„Donnerwetter, Inez!“ sagte ich.

Und Swerker meinte ehrlich erstaunt: „Wer bist du bloß, Mädels?“

Am Abend saßen wir bei Toivo.

Wo war das gewesen?

Vom „Seehund“ aus mußte man etwa eine Viertelstunde zu Fuß gehen – in Richtung der äußeren Ladekaie. Toivo hatte eine Bude bei einer alten Finnenmutter, die schwerhörig war. Wir konnten in dem niedrigen, länglichen Raum bis in die späte Nacht hinein sitzen und palavern – es störte die alte Frau nicht, die nebenan schlief.

Toivo wusch sich in unserer Gegenwart mit entblößtem Oberkörper. So sah ich ihn in den langen Jahren immer vor mir: einen Menschen, der ungemein viel Wasser brauchte – der Reinlichste von uns allen.

Und doch sagte er jetzt: „Sontoo!“

Mit einer verächtlichen Grimasse. Das finnische Wort kannte ich. Am besten läßt es sich plattdeutsch wiedergeben: „Schiel!“

Der Professor, der auch zugegen war, hob indes den Kopf. Er schien plötzlich hellhörig geworden zu sein. Und Siegmund begann sofort zu sprudeln:

„Bei uns zu Hause, über dem Laden des Tabaktrafiks, wohnte einmal ein Mann, der war Rentier, Privatus –“

„Gut, schreib alles auf, was du von ihm weißt!“ sagte Swerker lachend. „Vielleicht ist etwas Brauchbares darunter. Und du, Bully? Weißt du auch etwas in dieser Richtung?“

„Vielleicht fällt mir mal etwas ein“, meinte Bully desinteressiert. Aber plötzlich erwachte auch er: „Doch! Ich könnte so eine Geschichte aufschreiben! Von meiner Tante Birte in Kopenhagen – sie muß jetzt an die Siebzig sein, habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen! Wie sollte ich auch! Kinder, an der ist eigentlich alles dran:

stinksolide! Wohnt seit vierzig Jahren in derselben großen Wohnung – Porzellanfigürchen, Deckchen überall, Partys mit gleichgesinnten Freundinnen. ‚Solide, daß es stinkt‘, sagte mein Vater immer, ihr Bruder.“

„Also – versuchen wir’s doch!“ rief Swerker. „Wir brauchen ja nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Holen wir uns erst mal die Adresse des Verlags – werden ja gleich sehen, was für ein Laden das ist. Viel kann mit ihm ja nicht los sein – sonst brauchte er ja nicht solche Annoncen in die Zeitung zu setzen. Die großen, bekannten Verlage kriegen sicher ganze Frachtladungen von Manuskripten! – Aber vielleicht ist er für uns gerade der richtige! Solides Milieu! Bitte – sind wir das etwa nicht?“

Alles wieherte. Sogar der Finne Toivo lachte.

„Also Beschluß: Wir erkundigen uns nach dem Verlag!“

Alle waren einverstanden. Es war wirklich mal etwas anderes.

„Das müssen wir feiern!“ sagte Swerker, worauf er aufstand, zur Tür ging, wo sein Mantel hing und aus dessen unergründlicher Tasche eine volle Flasche Schnaps hervorholte – ein „Liter“, wie man so etwas einfach nannte.

„Mensch, Swerker – wo hast du den Sprit her?“

„Fragt nicht so dumm – Torbogengeschäft!“

Es dröhnte eine Lachsalve. Diese Art von Geschäften kannte man nur allzu gut. Ein geeignet erscheinender Besitzer einer vollen Flasche Alkohol, der die üblichen Anstalten machte, diese „schwarz“ zu verhökern – was in einem Lande mit eingeschränktem Alkoholverkauf keine Seltenheit war –, wurde in einen stillen Winkel oder einen Hinterhof gelockt, wo es keine Zeugen gab. Dort tat man so, als wolle man die Flasche nach gültiger Taxe bezahlen. Aber man gab dem Verkäufer kein Geld – man nahm ihm mit einem raschen Griff die Flasche weg und sagte dann auf sein Lamento in aller Gemütsruhe: „Immer schrei, lieber Freund! Mußt lauter schreien! Alter Schwarzhändler! Mußt nämlich wissen: Ich bin ein Strolch und möchte mich mal im Kittchen aufwärmen! Bist herzlich eingeladen mitzukommen, wenn du Lust dazu hast!“ Das war damals gang und gäbe. Ob es jetzt noch so war?

Zu meiner Ehre darf ich sagen, daß ich nie ein solches Geschäft getätigt habe. Es zahlte sich nicht aus – der Fusel war mir diese strafbare Handlung nicht wert, deren sich viele ungeniert rühmten.

Der billige Fusel hatte leichtes Spiel mit den meisten von uns. Die Flasche ging reihum, und im Nu war ein wüstes Tohuwabohu fertig. Wir bekamen große, glänzende Augen und fühlten den Drang, noch mehr zu reden als bisher.

Swerker erhob sich und machte vor dem Professor eine kommentmäßige Verbeugung, der weit zurückgelehnt mit übergeschlagenen Beinen dasaß und die Arme vor der Brust verschränkt hielt, so daß man seine dünnen, strumpflosen Beine in den ösenlosen Schnürschuhen sah. Ich hatte den Professor noch nie richtig angeheitert gesehen.

„Herr Verleger“, sagte Swerker mit eigenartigen Drehungen des Kopfes, „es erfreut mich natürlich, daß Sie mir spontan so ein hohes Erfolgshonorar bewilligen. Wirklich – ehrlich! Aber ich muß Ihnen sagen: Zwanzig Prozent für mein lumpiges Machwerk von Buch – das ist entschieden zuviel! Meine Erziehung gestattet mir nicht, das Geld anzunehmen! Das ist es – nicht die Honorarsteuer. Sie haben, wie ich weiß, Frau und Tochter. Die brauchen auch mal was Neues anzuziehen! Ewig kann man ein und denselben Persianer nicht tragen! Das schadet Ihrem Goodwill! Und Ihr Mercedes muß ja doch gewaschen und gepflegt werden. In Ihr Campinghäuschen gehört ein Kühlschrank – wo es doch keinen richtigen Keller hat! Und wollten Sie nicht immer schon mal nach Mallorca, wie so viele aus Ihren Kreisen? Nein, Herr Verleger – Ihre Großzügigkeit ehrt Sie. Aber ich bleibe dabei: fünf Prozent Honorar und kein Öre mehr – vom Buchhändlerpreis! Werde mich glücklich preisen, Ihnen keine unzumutbaren Belastungen aufzubürden – bei dieser Konkurrenz!“

Der Professor breitete die Arme aus, als wollte er Swerker an seine eingefallene Brust ziehen.

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind, laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind“, deklamierte er in deutscher Sprache. „Was schert mich mein Auto, mein Campinghäuschen – was

schert mich Mallorca, wo man Tintenfisch frißt! Ich habe einen Dichter entdeckt – mehr noch: Ich habe einen Menschen gefunden – einen wahren Menschen – einen mit einer brüderlichen Seele. Laß dich umarmen, Bruder. Nenne mich nicht ‚Herr Verleger‘ – sag ‚Gustav‘ zu mir! Und ich bestehe darauf, daß du zwanzig Prozent bekommst – keine Widerrede. Ist es dir zuviel – wer hindert dich, Gutes damit zu tun? Es beginnt ein neuer Abschnitt in der Literaturgeschichte dieses Landes – und wir sind dabeigewesen – sind noch dabei. Ruhm, Bruder, Unsterblichkeit. Einen Baum pflanzen, einem Kind das Leben schenken, ein Buch schreiben – das macht unsterblich!“

„Meine Ta-Tante Birte hatte auch einen Hu-Hund“, lallte Bully, „der trug nur beste Stoffe – nur Import! Glaubst es, oder glaubst es nicht – sie ließ für ihn bei einem Hundeschneider arbeiten –“

„Und der Privatus, der über dem Tabaktrafik wohnte, der, ja der –“

„Perkele! Blödsinn! Aufhören!“ kommandierte Toivo, dem der Alkohol nichts ausmachte. „Seid ihr denn alle übergeschnappt?“

„Ach, sie dichten doch alle nur ein wenig ins unreine, Toivo!“ beruhigte Inez den Finnen. „Ab morgen wird es besser! So, und nun hört wirklich mal auf mit dem Unsinn. Wir müssen den Swerker ordentlich einkleiden, wenn er zur Zeitung und später zum Verleger geht –“

„Ich?“ rief Swerker erschrocken aus.

„Ja, du! Wer sonst?“

„Warum denn ich?“

„Weil du am besten aussiehst, du Esel!“

„Oh, vielen Dank für das Kompliment!“

„Hast du etwas Ordentliches?“ fragte Inez hartnäckig den Finnen. „Er hat deine Figur.“

Toivo musterte Swerker, als sähe er ihn das erste Mal.

„Könnte sein“, sagte er dann, „ich habe noch für einige Wochen Arbeit. Werde meinen schwarzen Anzug auslösen, den kann Swerker anziehen. Er ist von meinem Vater, aber noch recht gut.“

„Na, na!“ meinte Swerker und sah an sich herab, als habe er das Gewand des verstorbenen Finnen schon an.

„Schön – und nun wird schlafen gegangen“, erklärte Inez.

„Rainer kann auf der Pritsche liegen, Toivo – er haust zu nahe am Wasser und kommt sonst nicht heil nach Hause. Er verträgt nichts, wie wir alle wissen!“

„Hör mal!“ protestierte ich.

Aber Toivo, der sehr gastlich war, wies mit der Hand auf das romantisch geschwungene, dunkelgrüne Plüschsofa mit den zahlreichen kahlen Stellen. Der alte Laitinen, der Mann der Zimmerwirtin, war darauf gestorben.

Ich mußte unwillkürlich lächeln, als ich jetzt an jene Zeit dachte: an unser „Milieu“ – aus dem ein Buch über „solides Milieu“ kommen sollte.

Zögernd ging ich meinen Weg, entfernte mich immer weiter von der Stelle, wo der „Seehund“ gestanden hatte, und näherte mich den Kaien mit ihren kranichartigen Ladekränen.

Es war sicher töricht zu erwarten, daß mir Swerker oder ein anderer von den einstigen Bekannten über den Weg lief – aus purem Zufall. Vielleicht war mein ganzer Umweg eine Torheit.

Wir setzten uns damals tatsächlich in den Kopf, so etwas wie ein Romanmanuskript zustande zu bringen.

Swerker war in der Redaktion des Blattes gewesen und hatte die Anschrift geholt. Es war ihm noch ein Merktzettel ausgehändigt worden, der im großen und ganzen dasselbe aussagte, was schon in der Zeitung gestanden hatte: daß man „schöne“ Erzählungen, am besten Romane, suchte, die sich für ein breites bürgerliches Publikum eignen sollten. Ja keine problematischen Seelenquälereien oder gar gesellschaftliche Pamphlete!

Das verbat man sich mit aller Entschiedenheit. Der Verlag nannte sich „Holger-Ström-Verlag“ und war ein junges Unternehmen, dessen Personal wahrscheinlich vorerst noch aus dem Verlagsdirektor und Namengeber und dessen Schreibhilfe bestand. Er hatte kein imponierendes Verlagsgebäude mit Leuchtschrift, sondern befand sich im zweiten Stock des Geschäftsgebäudes einer bekannten Papierfirma.

Uns war das alles lieb.

Ein großer Verlag hätte sicher sofort seine Erkundigungen nach einem Autor in spe eingezogen – und das wollten wir aus begreiflichen Gründen nicht. Holger Ström wollte Manuskripte – wir wollten ihm ein solches liefern. Wurde daraus ein gutes Geschäft, so konnte man sich hinterher immer noch nähern.

Fachmännisch sprachen wir nur noch von „unserem Manus“. Schließlich war uns auch das zu lang – wir sagten „Em-Es“.

Die Schreibung – richtiger: das Erfinden einer Handlung war jedoch schwerer als gedacht. Die herrlichste Fabel, die man früh im Bett erfand, war ein schwerfälliger Elefant, wenn es galt, sie auf dem Papier festzuhalten. Und die schönste erdachte Geschichte trug auf dem guten weißen Papier, das wir gekauft hatten, den Stempel schreiender Unwahrscheinlichkeit – jedenfalls kam es uns so vor.

Der Professor wollte die Haupthandlung in das Milieu einer Lehrerfamilie legen. Inez schlug das Heim eines reich gewordenen nordländischen Holzgrossisten vor. Toivo zuckte wie immer mit den Achseln, obwohl wir ihm mit viel Aufwand erklärt hatten, was man unter „Milieu“ verstand. Schließlich rückte er doch mit einem Vorschlag heraus: Milieu – eine tavastländische Bauernfamilie mit – sagen wir drei, vier Kühen?

Als wir ihn verwundert ansahen, meinte er nur:

„Dann meinetwegen mit fünf Kühen!“

Er kam mit seinem Vorschlag natürlich nicht durch. Wie sollte der einstige finnische Kätnerjunge auch wissen, was man in einer Großstadt wie Göteborg unter „solidem Milieu“ letztlich verstand. Unsere wiederholten Erklärungen hielt er für Dichtungen und maßlose Übertreibungen.

Bully schlug als Schauplatz der Handlung eine größere Auto-reparaturwerkstatt mit Tankstelle vor. Ganz große Sache – für ihn. Und Siegmund konnte nur immer wieder etwas von dem sagenhaften Privatus „über dem Tabaktrafik“ stammeln: einem Mann, der Vierlinger hieß und von Zinshäusern lebte – nicht den besten, aber ergiebigsten.

In Swerker steckte jedoch allerlei. Er ging langsam und nüchtern

vor, und seine Vorschläge fanden schließlich die allgemeine Billigung.

Er griff Inez' Vorschlag auf und ließ die Geschichte in einer mittelgroßen Sägemühle beginnen – irgendwo im nördlichen Waldlande. Es zeigte sich, daß er dort recht gut Bescheid wußte und die einzelnen Arbeitsstätten fachmännisch beschreiben konnte. Da war die Kraftstation, die längst an die Stelle der Wasserräder getreten war: Dampfkessel, die mit Sägespänen geheizt wurden. Zur Zeit der Handlung konnte man eine Umstellung auf Turbinen und Elektromotoren in Erwägung ziehen. Da waren die große, hohe Halle mit den Sägegattern und den gerillten Walzen, die die Baumstämme gegen die mörderischen Zähne von Stahl drückten, und der phantastische Platz der duftenden Bretterstapel. Und ein wenig abseits stand am Waldrande die Villa des Besitzers Ohlsen, der zwei Söhne hatte.

So weit, so gut!

Hier schaltete sich Inez ein: Boß Ohlsen hatte einen Geschäftsfreund – wir einigten uns auf den Namen Ragnmark, Elof Ragnmark. Schöner Name!

Übrigens: das mit dem Namen war ziemlich schwierig. Einen wirklich natürlichen Klang hatten in unseren Ohren nur unsere eigenen Namen und die der Bekannten. Alle erfundenen Namen klangen irgendwie tot. Namen erfinden ist ein heikles Kapitel. Bekannte durften wir keineswegs verwenden – wir wollten uns ja nicht verraten. Der Professor erwies sich jedoch als ein Mann der Erfahrungen. Er holte die erforderlichen Namen – wo immer wir solche für Nebenfiguren brauchten – aus der Zeitung oder dem Fernsprechbuch.

Ragnmark ging also bei Familie Ohlsen aus und ein. Und hatte eine Tochter – natürlich!

„Inez!“ meinte Bully. „Der Name ist jetzt recht häufig! Und er klingt gut – Inez Ragnmark.“

„Mir völlig gleich!“ sagte Inez – aber es schien ihr nicht gleich zu sein.

„Inez Ragnmark – hübsches Mädchen, Backfisch! Und in die hat sich Olle Ohlsen, der jüngere Sohn des Sägemüllers, verguckt.“

„Warum nicht! Und jetzt ist Platz für eine gehörige Dosis Romantik, wie man sie liebt – wovon die Filmschnulzen überfließen. Folklore hinein! Zieht immer! Zur Maienzeit tanzen die beiden um die geschmückte Maienstange, zu Mittsommer an den Ufern silbern schimmernder Seen, wo neben Tanzböden nette, bunte, kleine Restaurants stehen –“

„Fein – warum nicht!“ meinte Swerker.

„Muß denn das alles sein?“ wagte ich einzuwerfen.

„Und ob das sein muß, Rainer! Aber tu doch nicht so, alter Großgermane! Wann drängen sich denn bei euch da unten die Leute vorm Kintopp? Wenn einer Ganghofer verfilmt hat – wenn das Alphorn klingt und Wolken sich im Eiltempo übers Gebirge schieben. Dann erscheinen die bekannten Lieblinge – ganz gleich in welcher Rolle –“

„Es soll doch aber keine Filmschnulze werden!“ verteidigte ich mich.

„Das nicht gerade! Aber vielleicht wird unser Em-Es dann auch noch verfilmt – das gibt noch einmal Mäuse! Dann wären wir allesamt aus dem Schneider!“

„Jawohl“, meinte der Professor, „Heimatomantik können wir nicht entbehren. Helle Nächte, duftende Birken!“

„Und Jungs mit Motorrädern – Mädels hintendrauf!“ sagte Bully und schnalzte mit der Zunge.

„Gut, machen wir weiter. Unser Olle ist selig. Und seine Seligkeit macht ihn blind. Er merkt nicht, daß sein Bruder Sven auch ein Auge auf Schön Inez geworfen hat. Übrigens – wollen wir sie nicht doch lieber Berit nennen?“

„Einverstanden! Klingt auch gut: Berit Ragnmark!“

„Die Berit hat längst mit dem sicheren Instinkt des erwachenden Weibes wahrgenommen, daß sie Sven nicht gleichgültig ist. Und wiewohl Olle ein hübscher Bursche ist und sie ihn von Herzen mag – es zieht sie zu Sven! Unverständliches Schicksal! Der hat nun freilich den Vorteil, daß er bereits ein Mann ist –“

„Motorrad, Lederzeug, Menjou-Bärtchen?“ fragte ich etwas spöttisch.

„Jawohl!“ sagte Bully.

„Ist das solide? Nein, ihr Lieben – ich habe oft gesehen, wie alte Damen und Herren über solche Burschen die Nasen rümpfen und die Köpfe schütteln. Sven ist solide – er fährt hauptsächlich den Lastwagen der Sägemühle – wenn der alte, treue Fahrer Nilsson verhindert ist. Oder geben wir den Ohlens noch einen eigenen Privatchauffeur?“

„Ich denke ja“, meinte Swerker, „einen, der Ohlens immer fährt. Sven fährt den Volvo-Wagen auch – Olle hat vorerst nur ein Leichtmotorrad –“

„Ein Rudge!“ warf Bully ein.

„Wenn ich etwas sagen dürfte“, schaltete sich der Professor ein, „soll das bloß eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte werden – oder wollen wir das Geld mit hineinnehmen? Ich meine: Geldgeschichten, Wechselgeschichten – vielleicht sogar ein paar gewagte Sachen – Schummeleien?“

„Aber Professorchen! Solides Milieu!“ warnte Inez.

„Eben darum! Denkt ihr, solides Milieu schließt aus, daß man mal was Krummes macht?“

„Natürlich nicht! Aber wenn man das schreibt, ist es gefährlich – denn angeklagt will sich ja keiner fühlen, der das Buch bezahlt hat und liest. Da müßte dann ein schwarzer Peter mit hinein, der das solide Milieu bedroht – aber wen könnte man dazu machen? Und was alle tun – das darf man noch lange nicht schreiben. Denkt an die Prozesse, die sie diesem und jenem Schreiber angehängt haben“, meinte Bully.

Der Professor war hartnäckig:

„Ich meine, Geldsachen lassen sich immer gut machen – besonders hinsichtlich der Spannung. Das Buch soll sich doch spannend lesen, nicht? Man müßte da den Anschein erwecken, als wäre eine recht üble Sache im Gange. Einer muß unschuldig leiden. Aber die Unschuld muß sich erst spät und dann gewissermaßen Schlag auf Schlag herausstellen, daß der Leser das Atmen vergißt und Herznot bekommt. Unheimlich hinziehen, hinziehen! Und dabei nicht mit Gefühl geizen. Der Leser darf den Unschuldigen nicht nur lieben – er muß einen wirklichen Zorn auf den zunächst noch unbekanntem Übeltäter aufladen.“

„Bitte weiter, Professor!“ sagte Inez.

„Nein“, meinte Swerker, „wir sollten das erst mal verkraften!“

„Wird skizziert! Sonnabend treffen wir uns dann wieder. Inzwischen könnt ihr ja eure Phantasie wuchern lassen und euch noch ein paar reißerische Partien ausdenken“, sagte ich.

„Ich kann Sonnabend leider nicht kommen“, bemerkte Inez. Mir klang es fast traurig.

„Aha, der Herzallerliebste!“ stichelte Bully.

„Schön wär's“, murmelte Inez wie für sich.

Wir beide – Swerker und ich – schrieben indessen aus Leibeskräften. Die Schreibmaschine hatten wir geliehen, in den sauren Apfel mußten wir beißen. Aber die Gebühr kam ja um ein Vielfaches wieder herein, wenn die Sache glückte. Womöglich kam das Buch in mehreren Auflagen heraus!

Die Schreibmaschine war älteren Datums und hatte eine im Lande nicht übliche Buchstabenanordnung. Darum war die Leihgebühr auch nicht allzu hoch. Wir schossen uns schnell mit zwei, drei Fingern ein, und es ging zuletzt leidlich flott.

Am darauffolgenden Sonnabend lasen wir das skizzierte Opus vor.

Unser Professor erwies sich als ein Mann des empfindlichsten Sprachgefühls und machte uns Schreiber mit seinen ewigen Verbesserungen fast wild. Aber wir mußten die Berechtigung seiner Änderungs- und Verbesserungswünsche bald anerkennen – er war uns beiden über. Die Diskussionen wurden immer kürzer.

„Professor – du bist bestimmt mal richtiger Professor oder Studienrat gewesen!“ sagte Swerker zu ihm.

„Warum nicht – unter anderem!“ sagte er.

Nun zum weiteren Verlauf unserer Fabel:

Ragnmark – also der Geschäftsfreund des Sägemüllers Ohlsen – wurde das Opfer übler Wechselgeschichten. Für den Leser mußte es den Anschein haben, als sei er vom Pfade der Tugend abgewichen, getrieben von unsauberer Leidenschaft oder einer noch unbekanntem Not. Davon durfte der Kreis seiner Freunde jedoch

noch nichts merken. Das Verhältnis zwischen Berit, Ragnmarks Tochter, und dem tüchtigen Autofahrer Sven Ohlsen nahm immer festere Formen an – zum „schmerzlichen Erwachen“ des jugendlichen Romantikers Olle, der in seinem Zimmer Tagebuch führte, Gedichte schrieb und mitunter vor Liebesschmerz weinte.

„Halt!“ sagte hier Toivo, der Finne. „Ich kann nicht verstehen – er ist doch kein kleiner Junge, sondern schon ein Bursche – bald erwachsen. Wie kann ein solcher Bursche solchen Unsinn machen – Gedichte schreiben, weinen?“

Aber der Professor belehrte ihn: „Ob er’s macht oder nicht, Toivo – es ist jedenfalls gut! Im übrigen scheinst du keine Ahnung zu haben, was zum erstenmal verliebte junge Burschen alles anstellen können – bis hin zum Selbstmord! Nun, vielleicht bei euch da drüben nicht – aber sonst so gut wie überall!“

„Die berufsmäßigen Kritiker werden uns diese Stellen zynisch verreißen“, sagte ich.

Der Professor schnalzte mit der Zunge: „Hoffentlich, lieber Rainer! Immerzu, immerzu! Das ist nichts Schlimmes – uns kann das nur recht sein. Ich kenne nicht wenige, die sich ein Buch erst dann kaufen, wenn es in der Zeitung heruntergemacht worden ist.“

Der Faden lief indes wieder einmal ab. Es kam die Stunde der unfruchtbaren Vorschläge.

In der darauffolgenden Woche half uns Inez weiter, die unsere Story übrigens billigte. Sie hatte skizziert: Auf einem der Bälle der „Gesellschaft“ im Winter in der Kreisstadt, wo es recht ausgelassen, aber doch sittsam – solide – zugeht, machte Sven nun der kleinen Berit seinen Heiratsantrag. Mal mußte es ja sein. Und siehe da: Er bekam prompt sein Jawort. Sven wie auch Berit versuchten nun den armen, erschütterten Olle auf die brüderlich-schwesterliche Tour zu trösten. Berit, unter Tränen: „Wir wollen immer gute Freunde bleiben, Olle!“ Der aber ist untröstlich.

Er tat uns schließlich selber leid, unser Olle. Darum beschlossen wir, der Berit eine Freundin zuzugesellen – das natürlichste Ding der Welt. Majken Persson nannten wir sie und machten sie recht anziehend.

Inez machte mit – aber nun war ihr der Faden gerissen.

„Du bist mit dem soliden Milieu vertraut, du!“ lachte der Professor.

„Nicht weniger als du!“ erwiderte sie.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich der Unfruchtbarste von allen gewesen war – bisher. Ich riß mich also zusammen, um doch wenigstens etwas beizusteuern. Gab der süßen Majken noch einige pikante Züge. Nichts von Puppe! Jung und nett – nicht einmal schön nach geläufigen Schönheitsregeln. Sommersprossig, lustig. Sprühend von junger, weiblicher Gesundheit. Plastisch. Berit hätte nichts lieber gesehen, als daß ihr alter, getreuer Olle nun für Majken Feuer fing. Junge Leute wollen sich wohl vor Liebeskummer das Leben nehmen – aber ebenso schnell können sie die Fahne wechseln.

Aber nichts da! Olle wollte und wollte nicht. Er aß nicht und trank nicht.

„Trank nicht! Blödsinn!“ warf Toivo verächtlich dazwischen.

„Nun meinetwegen: er aß also bloß nicht – und trank! Wurde ganz gelb im Gesicht. Fing an, Zigaretten zu rauchen. Die Eltern merkten natürlich alles und führten heimlich Gespräche. ‚Werde den Jungen ins Ausland schicken‘, sagte Vater Ohlsen. ‚Habe in Kanada einen guten Freund, unsere Branche. Olle kann es nicht schaden, wenn er sich einige Jahre in der Welt umtut und Berit vergißt! Er soll sich nicht so haben! Als wenn aus der ersten Liebe immer eine Ehe geworden wäre!“

„Wie kann einer seine Schwägerin vergessen?“ warf der logische Motoren-Bully ein.

„Gut – dann soll er sie sich wenigstens aus dem Kopf schlagen. Wenn er sie später als biedere Matrone wiedersieht, wird sein Sinn sowieso nicht mehr nach ihr stehen. Vielleicht findet sich drüben ein Kanadiermädel – eine rassige Frankokanadierin. Die kann er dann mitbringen. Die Leute werden sich nach ihr umdrehen. Das gibt doch einige vorzügliche Seiten.“

„Ja, das ist gut.“

„Wir sagen damit aber gar nichts aus“, meinte Inez stirnrunzelnd. „So etwas kann man doch in Heften lesen, wie sie an jedem Zeitungskiosk feilgeboten werden. Man liest die ersten drei Sei-

ten – und dann weiß man, wie es weitergeht. In den richtigen Büchern quälen sich heutzutage die Schreiber – man hört sie zwischen den Zeilen stöhnen. Sie bohren und loten.“

„Dürfen wir nicht!“ sagte der Professor. „Denk an die Auflage, die uns der Verlag macht. Hände weg von Sigmund Freud! Das will das solide Bürgertum nicht. Wir werden uns bei der Abfassung bemühen, einen Stil zu schreiben, der sich sehen lassen kann. Darüber macht euch keine Sorgen – da bin ich auch noch da. Den Nobelpreis kriegen wir nicht, das wissen wir. Also: Wollen wir von armseligen Kritikern, die auch nur Zeilen schinden, gelobt werden – oder wollen wir Geld? Zu hoch hinaus dürfen wir nicht. Solides Milieu! Ruhig etwas treuherzig-naiv. Wäre doch ein Jammer, wenn wir uns hier plagten, und dann würde das Buch bloß gelobt und nicht verkauft!“

„Rainer, könntest du nicht was dichten? Du kannst unsere Sprache so gut wie wir und kommst aus dem Volk der Dichter und Denker. Ein paar Gedichte, die der gute, unschuldige Olle in sein Tagebuch schreibt. Kann doch gar nicht schwer sein – mit Herz und Schmerz und Liebe und Triebe. Nimm dir doch unsern Karlfeldt oder Fröding zum Vorbild – oder euren Heine. Zählst die Silben ab und dichtet etwas auf den Rhythmus – es braucht sich nicht einmal musikalisch zu reimen. Das wird doch öfter gemacht. Oder du machst es in deiner Sprache, und unser Professor übersetzt es!“

„Versuchen kann ich's ja“, erwiderte ich. „aber garantieren will ich für nichts!“

„Versuch es nur. Bully hat recht – es würde sich gut machen. Ich glätte die Sachen“, sagte der Professor.

Wir fuhren mit unserer Fabel fest. Wurden darüber ärgerlich. Wie schwer war es doch, einen Lebensgang folgerichtig zu dichten – dabei ist die Welt bis oben angefüllt mit buntem, gelebtem Leben, mit einer Vielfalt, die wohl erst der begreift, der einmal versucht hat, Gestalten auf dem Papier Leben einzuhauchen. Er bewegt sich im Kreis wie der Verirrte – liefert schließlich einheitliche Konfektionsware. Und er muß – ist er nicht blind für diese Dinge – den großen Meister der beherrschten Vielfalt verehren.

Unsere Geschichte mußte aber weitergehen.

Wir setzten bei Olle ein. Der Olle sollte also nach Kanada. Es dauerte ziemlich lange, bis ihn sein Vater reisewillig gemacht hatte. Olle dachte noch immer an die glücklichen Tage mit Berit, sein Sinn stand ihm nicht nach Abenteuern am Nelsonriver. Aber als guter Sohn aus gutem Hause machte er seinem Vater schließlich die Freude eines willigen Entschlusses.

„Das Vater-Sohn-Verhältnis muß bei der Ausarbeitung noch richtig herausgeholt werden“, sagte der Professor, „denn das kann ein sehr wirksames Kapitel werden. Man liest so häufig von Söhnen, die gegen die Väter rebellieren – und von Vätern, die über ihre Söhne die Hände ringen und die Bärte ausraufen.“

„Lassen wir ihn drüben einen tüchtigen, smarten Kerl werden, der allerlei Abenteuer besteht – natürlich nicht mit Indianern, die in ihren Reservaten von der Staatsrente leben. Mit cleveren Geschäftsleuten, die ihn gehörig knuffen, solange er ein Greenhorn ist. Mal kann ja auch zu Hause die Zeitung von ihm berichten!“

Das sagte zu unserem Erstaunen Siegmund.

„In Ordnung, Siegmund! Das wird ja ein ganzes Kapitel – unter Umständen werden es mehrere. Wir blenden dann und wann nach Ontario oder Manitoba hinüber. Notieren wir: Olle packt die Koffer, beginnt sich leise auf das Abenteuer zu freuen – er ist ja noch so jung – und wie weiter?“

„Die Geldgeschichte!“ bemerkte der Professor. „Hier muß sie wieder herein. Neues Kapitel. Blitz aus heiterem Himmel: Berits Vater der betrügerischen Manipulationen beschuldigt! Persönlicher Feind, böser Neider im Hintergrund. Lanciertes Gerücht: Der integre Ragnmark soll vor den Augen eines Gläubigers einen hohen Wechsel – aufgeessen haben!“

Eine Lachsalve dröhnte. Toivo stierte verständnislos, wußte nicht, ob der Professor einen Witz machte. Bully tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn.

„Lachen verrät hier den Narren“, sagte der Professor unverändert ernst. „Die Welt- und Geldgeschichte kennt dergleichen zur Genüge, glaubt mir. Also: ein toller Skandal. Vielleicht ar-

beitest du den Skandal aus, Rainer – habe das Gefühl, du kannst das recht plastisch.“

„Wieso ich?“

„Mein Gefühl! Du darfst weit gehen – bis hart an die Grenze dessen, was sich schickt. Liebäugeln mit dem Strick – nein, nicht mit dem Strick, besser: mit dem Revolver. Das ist angemessener. Nur arme Teufel hängen sich auf, wenn sie nicht mehr weiterwissen – Menschen aus solidem Milieu denken an ihre Frau und die Kinder und sichern sich einen männlichen Abgang. – Die ganze Angelegenheit ist natürlich nur eine infame Verleumdung – Flüstergeschichte, Tratsch. Erwachsen aus einem Mißverständnis, ausgenutzt von Halunken – Halunken, die selbstverständlich nicht im soliden Milieu stehen. Im indischen Film mußte der Schurke noch bis vor kurzem mindestens eine Kaste tiefer stehen als sein bedauernswertes Opfer. – Immerhin, Freund Ohlsen ist wie aus den Wolken gefallen, als er es erfährt. Hat natürlich mit einer gewissen Kapitalvergrößerung durch die Mitgift seiner Schwiegertochter in spe gerechnet. Das darf indes nur leicht durchscheinen, versteht mich recht. Mitgift nimmt man – davon zu reden ist unfein. Und unserm ehrbaren Sven ist es natürlich peinlich, Eidam eines Betrügers zu werden. ‚Seht, da kommt der Schwiegersohn von dem Wechselfresser!‘ werden die Leute sagen. Nein, nein! Ein beherzter junger Mann könnte der Sache natürlich auf den Grund gehen, den Stier bei den Hörnern packen und alle Beteiligten fragen, was an den Gerüchten wahr ist. Aber kenne einer die Menschen – sie tun es nicht. Das Liebesthermometer sinkt – das Quecksilber verkriecht sich in die Kugel. Arme kleine Berit! Hat die Welt noch nicht erkannt – und nun ist sie ganz irre an allem! Da wird ihr geliebter Vater rehabilitiert – das muß glaubwürdig herauskommen. Der Verleumder wird gefaßt – einer von der Konkurrenz, ein Emporkömmling, selbst nicht astrein –“

„Halt!“ gebot Inez. „Nicht zu schnell! Hier müßte die Familie Ragnmark stark in den Vordergrund. Der gebeugte, verzweifelte Vater Elof, den seine Gattin nicht mehr allein zu lassen wagt – den radikale Zeitungsfrützen ungestraft beleidigen dürfen – in

der ihnen eigenen, hämischen Weise, in der man sie nicht fassen kann. Vater Ragnmark im Kreis der Seinen. Immer wieder versichert er in rührenden Worten, daß er unschuldig ist, daß sich seine Unschuld doch jeden Augenblick herausstellen muß. Und er ist bis zu Tränen beglückt, als ihm Gattin und Tochter versichern, daß sie ihm vertrauen.

Ein befreundeter Anwalt hat sich indessen der Sache angenommen – Schulfreund von Ragnmark – und arbeitet insgeheim fieberhaft, wobei er die Fähigkeiten eines Detektivs entwickelt. Einige Zufälle helfen ihm dabei, die Sache wird durchsichtiger. Die Mutter tröstet indessen die arme Berit, die ganz deutlich spürt, daß Svens Gefühle für sie erkaltet sind, und unablässig klagt: „Das hätte Olle nicht getan – auf bloßen Verdacht hin von mir zu gehen!“ Frau Ragnmark wird krank –“

„Alle Achtung, Inez! Kannst du noch weiter?“

„Erst mal eine Zigarette!“ sagte Inez. Sie blies den blauen Rauch gegen die Decke von Toivos Bude.

„Ich bin noch im Zuge. Achtung! Klein Berit hat nicht nur ein zartes, empfindsames Herz, sondern auch ihren Stolz – einen harten Schädel, wie ihn kleine Mädchen plötzlich bekommen können. Sie ist ja durch die Enttäuschung reifer geworden. Wenn Sven Ohlsen nicht will – bitte!

Ein Brief kommt von Sven. Aus der fernen Hauptstadt. Die Arbeit wüchse ihm über den Kopf, das Persönliche müsse einstweilen zurücktreten. Er wünscht von Herzen, daß sich doch noch alles zum Guten kehrt. Berit habe gewiß Verständnis, wenn er – ja, wie sagt man das am besten? Los, helft mir!“

„Wenn er ihrem angegriffenen Zustand Rechnung trage und sie vorerst mit seinen Briefen verschone!“

„Vorzüglich!“

Inez zog an ihrer Zigarette.

„Jetzt wird’s richtig. Klein Berit, gar nicht mehr ‚klein‘, sondern durch das Unglück des geliebten Vaters gereift, geht ihren Weg. Und der führt – nicht lachen, denn hier weinen die Leser – zurück zu ihrem ersten Schwarm Olle. Zuerst will sie ihn auf die Probe stellen. Olle hat schon die Koffer nach Kanada gepackt. Bei Ohl-

sens ist außer ihm nur die ältliche Hausgehilfin zugegen, eine rührend treue Seele, die Olle schon im Kinderwagen spazierengefahren hat. Mit Gewalt zieht es die beiden jungen Menschen zueinander – wobei sie natürlich wissen, was sie der Moral schuldig sind, auch wenn sie von niemand gesehen werden. Olle kennt jetzt nur ein Anliegen: die Angelegenheiten seines wiedergewonnenen Schwiegerpapas ins reine zu bringen. Denn im Zorn hat er den Gerüchten Glauben geschenkt. Er tut sich um, spielt den Unkundigen und Harmlosen und kann Rechtsanwalt Karlsson – dem Schulfreund Ragnmarks – einen wichtigen Hinweis geben, der die ganze Sache ins Rollen bringt. Kinder, strengt das aber an!“

„Bravo, Inez! Summa cum laude!“ sagte der Professor. „Ich war richtig erregt –“

„Weiter, ehe mich die Muse – oder der Musenmann – verläßt! Neues Gerücht in kleiner Stadt – Rainer macht das wieder – oder du, Professorchen, es geht ja ums Geld. Ragnmark ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Verleumder entlarvt und gefaßt. – Sven Ohlsen liest es in der Hauptstadt in der Zeitung, beim Morgenkaffee. Er läßt den Kaffeelöffel fallen oder was er gerade sonst noch mit der anderen Hand hält, rennt die Treppe hinauf in sein Hotelzimmer, zahlt seine Rechnung beim Portier, springt in seinen Wagen und rast los. Nee, halt! Er liest es besser in der Abendzeitung. Rast dann durch die Nacht – das gibt bessere Effekte. Hat natürlich Panne. Die beschreibt Bully, der beherrscht dieses Gebiet. Mit fliegenden Händen behebt er den Schaden. Er muß heim zu Berit – und natürlich zu dem rehabilitierten Schwiegervater. Überlegt sich beim Fahren, was er sagt. Etwas peinlich ist ihm dabei.

Er kommt auch ohne weitere Panne nach Hause. Findet Olle bei Schön Berit. Ganz große Szene! Aber keine Katastrophe! Sven ist ja ein Mann. Haltung! Reißt sich zusammen! Solide Erziehung: ja kein Theater! Er ist ja Olles Bruder – der große Bruder! Und die beiden Brüder haben sich immer gut verstanden – bis die Sache mit Berit kam. Man redet brüderlich. Nun wird er – Sven – für ein paar Jahre nach Kanada gehen. Schlußszene: Svens Ab-

reise. Es winken nicht nur Papa Ohlsen und Frau, sondern auch die übergläcklichen, immer noch etwas mitgenommenen Ragnmarks – und Berit und Olle. Die Szene könnt ihr ja hier in den Hafen legen, naturgetreu. Na, ist das was?“

„Kinder, Kinder!“

„Genau das, was wir brauchen“, sagte der Professor. „Ein solides Gerippe. Kleinigkeiten werden da noch ein- und ausgebaut, das ist weniger schwer. Nun aber an die Maschine. Rainer schreibt, Swerker übernimmt das Diktat – er soll ja als Autor fungieren, sein Stil soll keinen Bruch erleiden. Er kann einen größeren Anteil am Honorar verlangen.“

„Das Honorar wird ehrlich geteilt“, meinte Swerker.

„Sobald wir's haben!“ fügte Bully trocken hinzu.

„Ich brauche unbedingt einen neuen Mantel“, sagte der Professor.

„Und du, Inez?“

„Ich? Was soll ich denn brauchen? Nichts!“

„Das ist sehr wenig!“

Nanu – warum weinte denn Inez plötzlich?

„Es war zuviel“, flüsterte sie in ihr Taschentuch. „Es war einfach zuviel!“

Ich half ihr in den Mantel.

Mein Herz schlug heftig.

Wir schrieben und schrieben.

Es wurde hübsch viel.

Ja es war, als walze eine Hausfrau Nudelteig aus. Oder schöner gesagt: als walze einer Blattgold!

Das gute Papier hatte Toivo spendiert. Auch die Miete für die Schreibmaschine hatte er ausgelegt.

„Etwas muß ja doch auch von mir dabeisein“, hatte er nur gesagt.

Wir wußten: Dem Finnen gefiel diese Geschichte überhaupt nicht. Er sprach es einmal aus: Lieber hätte er von einem kleinen Bauern erzählt, der in der Lotterie gewann – oder eine Erbschaft machte – und zu seinen dürftigen Ackerstücken einen Plan fruchtbares Land hinzukaufen konnte, wodurch die Ernährung seiner kinderreichen

Familie sichergestellt war. Die Leute in der Gegend waren hierauf ganz anders zu ihm, zu seiner Frau und den Kindern – freundlicher, entgegenkommender. Übrigens gar keine schlechte Fabel.

Endlich waren wir mit der Schreiberei, die uns oft leid wurde, fertig. Ich hatte mir die Nägel am Zeigefinger und Mittelfinger fast abgeklopft. Auf volle zweihundertfünfzig Seiten hatten wir die Geschichte von Ohlsens und Ragnmarks ausgewalzt. Beim Schreiben hatten wir eine Menge nette kleine Episoden dazuerfunden.

Mit gestrenger Miene las der Professor Korrektur. Wir protestierten, wenn er gar zuviel geändert wissen wollte, und zeigten ihm unsere Finger – das heißt, ich zeigte sie ihm; Swerker hatte ja nur seinen Kopf abgenutzt.

Und der große Tag kam, an dem Swerker mit dem gehefteten Manuskript zum Verlag gehen sollte!

Unser Held bekam plötzlich Lampenfieber. Die Kleider waren ihm nicht fein genug. Er behauptete, Toivos schwarzer Vatersanzug mache eine Karikatur aus ihm, er könne sich unmöglich auf die Straße hinausbegeben. Er sähe aus wie ein Einsenker auf dem Friedhof. Oder wie der Bruder des Eckenstehers Kolingén – einer im ganzen Lande und über dessen Grenzen hinaus bekannten Witzfigur.

„Wir können die große Sache nicht durch solche Lappalien zum Scheitern bringen“, sagte der Professor ärgerlich. „Swerker, du hast recht – wie ein Autor siehst du nicht aus! Wir wollen in Vandiers Monatsgarderobengeschäft gehen, da finden wir bestimmt etwas Passendes und auch gut Sitzendes.“

„Geld wollen die aber auch“, entgegnete Swerker.

„Das laß jetzt mal unsere Sache sein!“ beruhigte ihn der Professor.

Swerker sah in dem verhältnismäßig guten grauen Anzug, den sie dort erworben hatten, so schmuck aus, daß wir ihn kaum wiedererkannten. So richtig solide! Etwas Bohème! Ein Prachtkerl!

„Nimm dich vor mannstollen Frauen in acht!“ warnte scherzend Inez.

„Laß doch den Quatsch“, antwortete er nervös.

Ich begleitete Swerker bis zur Straßenbahnhaltestelle. Bemerkte, wie er immer an sich heruntersah. Die braune Aktentasche mit den schwarzen Griffstellen, die ihm Siegmund geliehen hatte, nahm er bald in die rechte, bald in die linke Hand.

Als die Straßenbahn sich näherte, mit der er fahren mußte, sagte er: „Rainer, komm doch mit bis vor das Haus – ich bezahle dir die Fahrt!“

„Gut!“

Wir fuhren los. Zwei Stationen vor dem Ziel meinte Swerker leise: „Könnten wir nicht aussteigen und ein Stück zu Fuß gehen – das tut gut. Frische Luft!“

„Können wir!“ sagte ich nickend.

Ich hatte ja gut reden und nicken – er mußte in die Höhle des Löwen! Wenn aus der Sache etwas wurde – und warum sollte daraus nichts werden –, mußte er einen erhöhten Honoraranteil bekommen – das war nur billig!

Wir stiegen aus. Gingen ein Stück zu Fuß. Er ging langsam, Swerker. Ich machte mir Sorgen, er könnte im letzten Augenblick anderen Sinnes werden und sich weigern, zu dem Verleger hineinzugehen.

Da war die Papierfirma. Neben ihrem großen Firmenschild an der Torfahrt hing ein kleineres, hellblaues, Preßstoff unter einer dicken Glasscheibe. Darauf stand: Holger-Ström-Verlag, durch den Hof, 2 Treppen.

„Ich werde hier auf dich warten, Swerker“, sagte ich so kameradschaftlich wie möglich.

„Gut!“ Und dann meinte er: „Du, Rainer – mir ist so komisch im Leib!“

„Eine gewisse Erregung, das ist natürlich“, erwiderte ich. „Aber du mußt bedenken: Von uns allen bist du immerhin der ruhigste.“ Ich wollte ihm Mut machen. „Geh schon ’rauf – denk an das Geld, das der Anzug kostete!“

Er gab sich einen Ruck, richtete sich auf – fast ein bißchen zu

sehr – und ging durch den Eingang in den hellen Hof. Ein großer Kraftwagen mit einer Firmenaufschrift stand dort. Ich begab mich auf die andere Seite der Straße und behielt die Torfahrt fest im Auge – ohne direkt auf sie zu starren; sie spiegelte sich in der Schaufensterscheibe einer Buchhandlung. Ich rechnete.

Jetzt mußte er oben sein im zweiten Stock. Wie ich ihn kannte, war er die Treppe hinaufgegangen, ohne den Lift zu benutzen, den sie sicher im Hause hatten.

Später erfuhr ich von ihm, daß er doch auf den Fahrstuhl gewartet hatte. „Ein Schriftsteller nimmt den Lift!“ hatte er sich gesagt. –

Jetzt konnte er drinnen sein – im Vorzimmer.

Dreimal vermaledeite Einrichtung, diese Vorzimmer!

Wahrscheinlich saßen da Mädchen mit rotlackierten Fingernägeln und künstlich verlängerten Augenwimpern, die ihn mit gelangweilter Stimme nach seinem Anliegen fragten. Gut, daß wir ihn so ausstaffiert hatten! Ich verstand, daß er unmöglich in Toivos Vatersanzug hätte gehen können – ich hätte ja auf der Straße gehört, wie sie kicherten.

Aber all dies Spekulieren war ja sinnlos. Es konnte schnell gehen – es konnte auch länger dauern. Und es dauerte länger. Ziemlich lange sogar, wenn ich mich recht entsinne.

Aber dann kam er.

„Hallo, Swerker!“ rief ich von der anderen Straßenseite dem sich Umsehenden zu. „Hier bin ich!“

„Nett von dir, daß du gewartet hast!“ sagte er – aufgeräumt, jovial. Sein Gesicht war gerötet, er roch nach Likör.

„Nun, wie war’s?“

„Wie es war? Tja – wie das so ist!“

„Mensch, nun rede doch schon!“

„Erst mal weg von hier. Er braucht uns nicht gerade von oben zu sehen!“

„Kann er das denn?“

„Ja, sein Zimmer liegt nach der Straße.“

Wir bogen um eine Ecke.

„Wenn du in so eine Bude ’reinkommst“, begann Swerker, „dann

stehst du da wie einer, der etwas ausgefressen hat und versichern will, es nie wieder zu tun. Aber ich hatte mich schon ein bißchen in meine Rolle eingelebt – blieb mir ja nichts weiter übrig. Nicht zu bescheiden, Swerker, sagte ich zu mir, und das war richtig. Das Mädchen – er hat nur eins im Vorzimmer sitzen – guckte mich erst wie durch einen Schleier an – aber sie lächelte bald. Und zwar recht unverschämt deutlich. Das macht der graue Anzug von Vanders. Hätte ich mich in Toivos schwarzem vorgestellt, hätte sie wohl auch gelächelt – aber ganz anders, das glaube mir. Der fiel ich!“

„Und weiter – der Verleger?“

„Ach, das ist ein Mann in mittleren Jahren. Glatze und Brille. Lange, weiße Finger mit gelben Kuppen. Er mimte erst den Gewaltigen und ließ mich reden. Was ich ihm erzählt habe, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls war es nicht das, was ich eingeübt hatte – ich verlor den Faden sofort. Ich gab ihm dann unser Manuskript. Er zog die Augenbrauen hoch und blätterte darin – wie der Professor in alten Zeitungen. Dann sagte er ‚Hm‘ und blätterte von hinten her. Ich sah ihm dabei zu und schwitzte – obwohl es dort oben ziemlich kühl war. Konnte meine Hände an den Hosen abwischen, soviel ich wollte – sie waren sofort wieder feucht. Ich mußte ihm dann meinen Namen sagen, den er mitsamt der Adresse aufschrieb. Dann holte er eine Flasche aus dem Schreibtisch und schenkte sich und mir einen großen Aquavit ein. ‚Das Werk läuft jetzt durch unser Lektorat‘, sagte er. ‚Wir sind ein seriöses Unternehmen und können nur wirklich gute Sachen herausbringen. Das war Ihnen ja bekannt. Nun bitte ich Sie, Herr Hedlund, haben Sie die Güte und gedulden Sie sich einige Zeit. Inga – eh, meine Sekretärin wird Ihnen eine Empfangsbescheinigung ausfertigen.‘

„Wie lange kann es etwa dauern?“ fragte ich sachlich.

„Nun, so an die vier, fünf Wochen – vielleicht werden die Gutachten auch früher fertig, unsere Lektoren arbeiten im allgemeinen schnell. Sie erhalten dann sofort Nachricht.“

Dann ließ er die Inga eine Empfangsbescheinigung ausschreiben – hier ist sie.“ Er zeigte mir das einfache Schriftstück. Ich betrach-

tete es fast mit Ehrfurcht. So wenige Zeilen konnten die Früchte langen Mühens bedeuten.

„Swerker“, sagte ich und reichte ihm die Bescheinigung zurück, „das war vollkommen richtig! Ich meine, du bist richtig aufgetreten – nur ja nicht zimperlich und untertänig.“

„Das sagte ich mir auch. Na, das hätten wir zunächst hinter uns. Mir ist wohler. Nun kennt man doch den Laden von innen. Müssen nun geduldig warten. Morgen gehe ich zum Hafenkantor, es sind zwei Fruchtdampfer hereingekommen. Sah es in der Handels- und Seefahrtszeitung, die er auf dem Tisch liegen hatte. Frucht lösche ich immer gern, dabei gibt es einige Krönchen zu verdienen und auch was zu beißen.“

Er sagte nicht: „Komm doch mit!“ Wahrscheinlich hatte er es vorgehabt; aber dann war ihm eingefallen, daß ich ja keine Arbeitsgenehmigung besaß und außer einigen gelegentlichen Handgriffen und Hilfeleistungen nichts tun konnte.

„Kannst mal am Zaun entlangkommen, an der Stelle wie immer“, sagte er schließlich. „Wirfst immer mal einen Stein gegen die Bretter, wenn du allein bist. Wenn es sich machen läßt, werfe ich etwas ’rüber. Es darf dich nur kein Bulle beobachten. Das heißt, wenn ich Arbeit kriege.“

„Swerker“, mahnte ich, „diesmal wollen wir das lieber bleibenlassen – hätten wir Pech, dann würde uns am Ende die Sache mit dem Buch verdorben.“

„Womit du hundertprozentig recht hast! Jetzt mal keine Dummheiten – müssen erst mal wissen, was sich da tut.“

Die Wochen verstrichen, träge, mehr als träge.

Swerker hatte Arbeit bekommen. Toivo arbeitete. Der Professor gebrauchte das Wort „Arbeit“ nicht, obwohl man ihn wenig sah. Inez war krank – erkältet. Sie erholte sich jedoch wieder. Bully war Schlagersänger bei einer Tanzkapelle, die aufs Land fuhr, und Siegmund war Aushilfskellner. Solides Milieu! Und alle warteten wir, warteten mit Schmerzen auf die erste Nachricht über unser Buch. Mich quälten lauter häßliche Gedanken! Der Kerl lacht sich tot über unser Machwerk!

Wenn Swerker wieder zu ihm kommt, wird er ihm die gehefteten Blätter in die Hand drücken und nach der Tür zeigen – aber keinen Aquavit einschenken. Und das Mädcl – die Inga – würde hinter ihrer Schreibmaschine grinsen.

Inez hustete.

„Mädcl, dein Husten will mir nicht gefallen!“ meinte der Professor.

„Möglich, daß andere besser husten, Onkel!“ erwiderte sie.

„Ja, das macht der verflixte Nebel! Wann bekommt man bloß endlich etwas über das blödsinnige Buch zu hören, das wir in einer schwachen Stunde zu schreiben beschlossen haben. ‚Berit und die Ohlsen-Söhne‘ – daß uns auch kein besserer Titel eingefallen ist! Die Lektoren halten sich wohl die Bäuche vor Lachen.“

„Warst du mal bei einem Arzt?“ beharrte der Professor.

„Was soll ich bei einem Doktor! Er verschreibt der kleinen Inez Hustensaft – einen Löffel für Oma, einen für Opa und einen für den guten, besorgten Professor. Und dann schickt er die Rechnung!“

Sie lachte. Aber der Professor lachte nicht. Er sah mit traurigen Augen an der langen Inez mit dem rotblonden Haar hinauf. Wir warteten weiter.

Ich kam zu etwas Geld. Wurde durch Zufall so etwas wie Assistent bei einem betagten Sprachlehrer, der durch einen Bekannten beim Magistrat erwirkte, daß ich eine begrenzte Beschäftigungserlaubnis für diese Tätigkeit erhielt. Er hatte mich für „Besuch“ ausgegeben. Viel Geld bekam ich bei ihm nicht. Aber ich durfte mit ihm essen und erhielt auch einen getragenen Anzug von ihm, den mir seine Haushälterin unentgeltlich abänderte, so daß er leidlich paßte. Ich kam bald dahinter, was mich dem alten Philologen so wert und teuer machte: Ohne zu lügen konnte er sagen, in seinem „Spracheninstitut“ unterrichteten bewährte Kräfte aus dem Ausland.

An einem trüben Nachmittag saß ich im „Seehund“, als ein junger Mann mit wehendem Mantel hereingestürzt kam.

Swerker!

„Sie haben geschrieben!“ sagte er, noch ehe er Platz genommen hatte. Freude klang nicht aus seinen Worten.

„Was denn – der Verlag?“ fragte ich.

„Lies selber!“

Er warf den Brief auf den runden Tisch.

Ich las:

„Sehr geehrter Herr Hedlund!

Nach sorgfältiger Prüfung der von unseren Lektoren eingegangenen Begutachtungen Ihres Romans ‚Berit und die Ohlsen-Söhne‘ muß ich Ihnen zu meinem ehrlichen Bedauern mitteilen, daß ich mich nicht in der Lage sehe, einer Übernahme des betreffenden Buches in meinem Verlag näherzutreten, da Sie bei der Abfassung des wohl lebendig geschriebenen und sich sehr ordentlich innerhalb der Grenzen eines soliden Milieus haltenden Werkes einen unerläßlichen Punkt unberücksichtigt gelassen haben. Es tut mir, wie gesagt, sehr leid – Sie wollen diese meine Worte nicht als leere Phrase betrachten.

Ich habe darum – Ihr Einverständnis vorausgesetzt – an die eventuelle Überarbeitung beziehungsweise Ergänzung des Werkes gedacht und würde dies gern einmal mit Ihnen besprechen. Könnten Sie mich kommenden Freitag vormittags aufsuchen? Ihre Arbeit interessiert mich wirklich!

Hochachtungsvoll Holger Ström“

„Was meint denn der Kerl – was sollen wir denn da ‚unberücksichtigt gelassen haben‘?“ fragte ich bestürzt und ratlos.

Swerker zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es wirklich nicht – wir haben doch so gut wie alles drin! Und warum schreibt er nicht, was wir vergessen haben?“

„Ja, du mußt noch mal zu ihm hin, Swerker!“

„Natürlich – verflixt noch mal! Aber ich möchte meine Arbeit nicht versäumen. Große Posten Apfelsinen zu löschen – wohl schon für Weihnachten! Gutbezahlte Arbeit und allerlei ‚Abfall‘, verstehst du? Könntest du mich mal ’nen Tag vertreten – ich müßte dann eine Tante begraben?“

„Geht jetzt ganz schlecht, Swerker. Der Alte, bei dem ich jetzt bin, spannt mich ganz schön ein. Am liebsten sähe er, wenn ich

ganz in seinem Hause wohnte. Bitte ich den um Urlaub, so schnüffelt er mir womöglich nach. Aber Rat muß werden!“

„Vielleicht kann Bully helfen?“

„Einer muß dich auf jeden Fall vertreten. Im äußersten Notfall mache ich es natürlich – pfeife auf den Alten.“

Nun, Siegmund sprang für Swerker ein. Swerkers Tante starb, Siegmund schleppte für Swerker Apfelsinen und aß sich den Bauch prall. Wir hatten die Vertretung für einen Tag vom „Seehund“ aus telefonisch regeln können. Dem Löschbas kam es nur darauf an, daß Swerker wiederkam. Er hätte sonst einen anderen eingestellt.

Übrigens merkwürdig, daß Swerker Apfelsinen schleppte. Hatte ihn die Abneigung gegen das Bücherschreiben in den Freihafen getrieben?

Es war an einem Freitag, als wir uns wieder trafen.

„Nun – Swerker?“ Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Setzt euch erst mal bequem hin!“ sagte er mit sauersüßem Lächeln.

„Wir sitzen. Schade, daß Inez noch nicht da ist. Sollen wir warten?“

„Sie kommt!“ rief Bully.

Inez behielt den Mantel an und nahm auf einem der abgewetzten Sessel des „Seehund“ Platz.

„Nun spann uns aber nicht länger auf die Folter, Swerker!“

„Nein, Schwestern und Brüder vom heiligen Pegasus! Der Chef da, der Holger Ström, sagte etwa so: ‚Sie haben ein Buch geschrieben, das gut in das Gesicht unseres Verlages passen würde, Herr Hedlund. Aber nun sagen Sie mir um Himmels willen, wie kommt es, daß Sie darin eine der wichtigsten Institutionen des soliden bürgerlichen Lebens gänzlich außer acht gelassen haben? Ich meine die Kirche! Solides Milieu, gutes Milieu also – das kann es doch nicht ohne die Kirche geben! Sie verstehen mich doch? Nicht ohne die Kirche – wenigstens hier in unserem Lande. Ein alter, gütiger Propst voller Lebensweisheit – einer mit einem latinisierten Namen, an der guten, alten Zeit haftend, hätte in das Buch mit hineingehört – oder ein junger Pastor, moderner

Mensch, beliebter Prediger. Und dann kirchliche Feste in Gemeinde und Familie. Es steht mir natürlich nicht zu, Sie nach Ihrer Einstellung zur Kirche zu fragen. Ich persönlich bin in diesen Dingen sehr frei und großzügig, verstehen Sie? Unabhängig von unseren ungläubigen Professoren, die jetzt so viel von sich reden machen. Aber ich sollte meinen, ein noch junger, aber zu Hoffnungen berechtigter Buchautor sollte das Fehlende ohne allzu große Mühe noch einarbeiten können – ganz gleich, wie und was er denkt. So mancher Freigeist, der zufällig Schauspieler ist, muß beim Film oder Theater den Bischof oder Pastor spielen – und tut es – müht sich, es so gut zu tun wie nur möglich. Nun – was meinen Sie? – So etwa redete er.“

„Ach du meine Güte!“ waren Inez' erste Worte.

„Der Privatus, der über dem Tabaktrafik wohnte, der war im Kirchenrat – er war Protestant“, sagte Siegmund.

„Damit hättest du eher kommen sollen!“ meinte Inez.

„Aber ihr habt mich doch nicht ausreden lassen, wenn ich mal etwas sagen wollte! In meiner Geschichte wäre sehr viel von der Kirche drin gewesen!“

„Was meinst du, Professor?“ fragte Swerker.

„Schlag mich tot, Swerker – aber an die Kirche habe ich wirklich keine Sekunde gedacht. Ich gehöre seit langer Zeit keiner Kirche an.“

„Mein Bauer wäre selbstverständlich in der Kirche gewesen“, knurrte Toivo. „Jeder Bauer ist bei uns in der Kirche. Nachdem er sich den Acker gekauft hatte, wäre er höher hinaufgerückt – zu den bessergestellten Bauern, versteht ihr! Und er hätte dem Pastor etwas spenden können – für die Armen oder sonst einen guten Zweck. Und das hätte sich schnell von Hof zu Hof herumgesprochen, in der ganzen Gegend, und ihm immer größere Achtung verschafft!“

„Aber wir haben nun mal keinen Bauern drin, Toivo!“

„Inez, kannst du hier nicht helfen?“ fragte ich. „Natürlich könnte ich da manches sagen – aber bei uns daheim ist doch auch in der Kirche so vieles anders als bei euch – und die Geschichte spielt in diesem Lande – es muß alles echt sein!“

„Da können wir nun also noch einmal von vorn anfangen – so ein Jammer!“ seufzte der Professor.

„Hilft nichts – wir haben eine halbe Chance“, sagte Inez. „Viel helfen kann ich nicht – aber immerhin einiges. Ich habe einen Pfarrer gekannt –“

Sie schwieg. Es entstand eine ratlose Pause. Alle hatten wir die gleichen bedrückenden Gedanken: Wegen der vergessenen Kirche war unsere saure Arbeit nun wertlos.

Der Professor fand zuerst wieder Worte:

„Bleibe folgendes zu tun: Swerker, Rainer und wer sonst noch mag und Zeit dazu hat, geht mal in eine Kirche. Guckt euch alles genau an! Wenn da eine Trauung ist – oder etwas anderes. Wenn sie sonntags predigen. Macht euch Notizen. Vielleicht brauchen wir den ganzen Roman gar nicht neu zu schreiben. Möglicherweise läßt sich hier und da noch etwas anbauen, ohne daß man es merkt: von der Kirche!“

„Du bist wohl nicht gescheit!“ protestierte Swerker. Aber dann wurde er doch nachdenklich.

„Das heißt, Professor – so unklug ist dein Vorschlag nämlich gar nicht. Man könnte das Manuskript vielleicht auf diese Weise retten, Hand und Fuß muß es ja haben, was man da so schreibt. Übrigens, der Chef, der Ström, meinte noch, man müsse auch die Freikirchen berücksichtigen – wegen des Leserkreises. Und er riet mir dringend, ja keinen kirchlichen Streit zwischen den Konfessionen oder Gruppen hineinzubringen. – Gut, Professor, ich sehe ein, es geht nicht anders. Ich sehe mir das wieder mal an – mußte ja früher auch mit! Und du, Rainer, kommst natürlich gern mit, was? Ich kenne dich doch, alter Rabbi! Zu zweit ist es immer besser – man kommt sich nicht so hilflos und verlassen vor, wenn man sich auf eine Kirchenbank setzt.“ Ich nickte.

Hierauf begannen wir, eine ganze Anzahl von Kirchen, Kleinkirchen und Gemeindegemeinden zu besuchen. Wir nahmen an Besichtigungen teil und an vollen Gottesdiensten. Wir erfragten von Küstern und Kantoren dies und das. Mir, dem man den Ausländer anmerkte, wurde ja doch bereitwilligst Auskunft über alles gegeben. – – –

Wie ich jetzt durch Göteborg ging, sah ich einige von den Kirchen, die wir damals besuchten; sie waren an ihren Orten stehen geblieben und hatten sich im Gegensatz zu der übrigen expansionsfreudigen Stadt nicht verändert. Eine davon stand auf einer hohen Granitkuppe, sie war so etwas wie ein Wahrzeichen der Stadt und eine Landmarke für Seeleute und Lotsen. Ihr Inneres hatte mir imponiert: geschälte Baumstämme, nackte, glatte Bäume, die nach oben strebten. Und an den weißgekalkten Pfeilern hatten auf Podesten bunte Heilige gestanden – obwohl es eine lutherische Kirche war.

Wir kauften eine Anzahl Bücher und Schriften. Auch ein winziges Gesangbuch, das billigste, das es gab. Darin stand vieles: die Texte für die Predigten an den Sonntagen, die Bezeichnungen der Kirchensonntage, die Lieder und Gebete, der Kleine Katechismus von Luther. Ich war von Haus aus evangelisch. Lutherisch. Aber das Kapitel Kirche war für mich nach einigen un schönen Erlebnissen abgeschlossen gewesen.

Ich stand damals oft vor Kirchenportalen und studierte die Bekanntmachungen und Veranstaltungsprogramme der verschiedenen Gemeinden. So eine Kirche hatte mitunter ein Wochenprogramm von einem erstaunlichen Umfang – ein Pfarrer konnte das nicht allein bewältigen. Aber es bewältigten auch mehrere kaum – das konnte ich an den Abenden feststellen. Die Redner gaben sich frisch und forsch, stimmten ein Lied an und dirigierten mit den Händen. Dann beteten sie mit geschlossenen Augen. Die Versammelten sprachen mitunter das Amen mit. Dann konnten sich manche Pfarrer recht quick zu einem mäßigen Späßchen hinfinden, über das pflichtschuldig gelacht wurde. Die Vorträge enttäuschten mich oft – besonders dann, wenn sie reißerische Ankündigungen hatten. „Tod, Sterben – und was kommt dann?“ Oder wenn ein „berühmter“ Redner zugegen war, der einem das Wachbleiben wirklich sauer machte und hinterher großes Lob erntete. – Eines aber stellte ich fest: Den Leuten – man merkte bald, daß es ein bestimmter, begrenzter Kreis war – kam es im Grunde gar nicht auf die Qualität der Darbietungen an. Sie wollten ganz einfach beisammen sein – wollten sich sehen, wollten

miteinander reden – vorher und hinterher – und gemeinsam beten und singen. Es ging auch nicht immer gar zu „fromm“ zu – man flüsterte und lachte sogar.

Leider war auch manches andere zu hören – besonders auf dem Heimweg, wenn man in einem dunklen Winkel stehenblieb. Da wurde ungeniert der Redner heruntergemacht, den Pastor X eben noch so gelobt hatte.

Ich studierte die Zusammensetzung der Kirchgänger nach verschiedenen Gesichtspunkten, konnte aber zu keinem befriedigenden Ergebnis kommen. Alte und Junge, Große und Kleine – sicher auch Arme und Reiche. Stattliche und nicht wenige mit kleinen oder größeren körperlichen Fehlern. Blinde, die man geführt brachte. Großmütter mit Hörtrumpeten. Bärtige Ernste und rosige Fleischige.

Ja, und dann sah ich die Autos vorfahren mit Braut und Bräutigam und der ganzen würdigen oder schon leicht aufgekratzten Hochzeitsgesellschaft. Die Männer wie Diplomaten. Frack und Zylinder. Und die Bräute mit einer goldenen Krone über dem Schleier. – Die Reden der Geistlichen waren sehr unterschiedlich. Man hatte nicht selten den Eindruck, als bekäme das junge Paar von einem alten Pastor einen gehörigen Anschauzer, weil es heiratete. Ein anderer hörte sich an, als wolle er in letzter Minute noch eine Sinnesänderung herbeiführen – angesichts des Ungeheuerlichen, was so eine Ehe ist. Und wieder andere Männer im Talar weinten fast vor Rührung über das große Glück. Aber der Wahrheit die Ehre: Es wurden auch gute, schlichte Worte gesagt – wie von Freund zu Freund.

Alsdann die Musik. Kirche und Musik gehören ja zusammen. Es gab gute Musik und schlechte – oft hörte ich kitschigen Sologesang. Und viele Nebendinge erfuhren peinliche Beachtung – jedenfalls konnte das einem kritischen Beobachter nicht entgehen. Man spürte es den meisten Leuten hinterher an, daß sie froh waren, daß die Sache nun zu Ende war und zu Hause das eigentliche „Fest“ begann. Einmal fiel beim Ringwechsel ein Ring zu Boden. Ich vernahm ein erschrockenes „Ooh!“. Und Braut und Bräutigam machten dann sehr ernste Mienen.

Auf dem großen städtischen Friedhof war ich auch. Aber da habe ich mich schnell wieder davongeschlichen. Die Kerzen, der Sarg, die weinenden Menschen – ein junger Prediger, der reden mußte, wahrscheinlich ohne jeden inneren Drang. Nein –

Ich fror. Und plötzlich fiel mir ein, daß wir in unseren Diskussionen oft geradezu darin geschwelgt hatten, den Tod als eine höchst natürliche Sache hinzustellen. „Jeder muß mal sterben, darum soll man um den Tod nicht solch großes Aufheben machen!“

Gesetzt der Fall, einer von den Kumpanen stürbe!

Ein Freund würde reden müssen!

Wer von uns?

Und was sollte er sagen?

Nein, nicht daran denken!

Ich saß unter den „Kirchenbrüdern“. Das ist eine Art Männerverein. Es war gemütlich, warm, man saß bequem. Aber der Mann, der den Kreis leitete – es war kein Pastor –, fragte einen direkt. Und zwar stellte er Fragen, die mir nicht gefielen. Nicht, daß er mit Tod und Teufel gedroht hätte, wie das auf dem Lande manchmal noch alte Pröpste taten – er stellte vielmehr unangenehme Fragen nach dem Leben. Nun hätte man ja nicht unbedingt zu antworten brauchen – man war ja nicht in der Schule. Aber mir behagte das „brüderliche Gespräch“ nicht – es war mir zu aggressiv. Ich ging darum nicht wieder hin. Von diesem Abend erzählte ich Swerker und den anderen nichts. Ich machte mir auch keine Notizen. Das Buch mußte ohne die „Kirchenbrüder“ auskommen.

Einmal ertappte ich mich in meiner Dachstube dabei, wie ich einer Predigt nachging, die ich gehört hatte. Von einem Mann, der auf eine Aufforderung hin ja sagte und ihr dann doch nicht nachkam – und von einem anderen, der nein sagte und dann doch tat, was geboten war. Diese Jesusgeschichte mit ihrer Frage am Ende – wer wohl richtig gehandelt hätte – war mir unbekannt, obwohl ich als Junge das Religionsbuch immer gleich durchgelesen hatte.

Bei einem Pastor gewann ich den Eindruck, er könnte mit uns im

„Seehund“ am runden Tisch sitzen, ohne aufzufallen. Ich suchte ihn unter einem Vorwande in seinem Pfarrbüro auf – und fand einen ganz anderen! Es war wohl seine große, akademische Kunst, sich in biedere Einfachheit hineinzusteigern, die sein Wesen durchaus nicht war.

Tagelang empfand ich Unlust bei dem Gedanken, daß in unser Manuskript kirchliche Dinge eingewoben werden sollten, ohne daß man die Webstellen sah. Aber es mußte ja sein. Hätten wir das vorher gewußt – dann hätte Herr Ström nie von Berit und den Ohlsen-Söhnen gehört! Dessen war ich sicher.

Wir trafen uns im „Seehund“ und bei Toivo. Die Stimmung war gedrückt. Ob das Wetter schuld daran hatte? Manchen Tag konnte man keine zehn Meter weit sehen, die Autos krochen hupend über den glitschigen Asphalt und stierten einen aus trüben Laternenaugen an. Rauch aus den Schornsteinen vermischte sich mit dem Nebel und verursachte Kopfschmerzen. Ich wurde in diesen Tagen wieder einmal von dem Kotflügel eines Autos gestreift – der leidige Linksverkehr, der mir nicht ins Unterbewußtsein eingehen wollte. Und ich mußte an eine Predigt denken – eine Predigt, die ein Graubart fast beschwörend und mit einer Unmenge altertümlicher Worte gehalten hatte. Hatte er nicht recht gehabt, der alt gewordene Gemeindehirte?!

Inez ging es miserabel.

Ich erinnerte mich: Auf der steilen Treppe zu Toivos Bude faßte ich sie einmal unter, damit sie nicht fiel, und drückte sie etwas fester an mich.

„Sei vorsichtig, Rainer!“ sagte sie mit einer merkwürdig hastigen Stimme und befreite sich von meiner Hand. Ihre Hand war kühl und feucht, kraftlos. Aber plötzlich lachte sie: „Klemmen wir uns hinter das Buch! Es muß fertig werden!“

Wir nahmen das Manuskript vor, in dem hier und da eine Korrektur mit Bleistift vorgenommen worden war – zum Ärger des Professors. Swerker mußte langsam vorlesen. In den Text rief dann jeweils einer sein „Stop!“, wenn etwas Kirchliches einzufügen war.

Es wurde eine lustlose Flickerei.

Herr Ohlsen und seine Frau gehörten selbstverständlich zur Kirchengemeinde, nahmen regelmäßig am Gottesdienst teil. Sie hatten einen Familienplatz gekauft. Eine kleine Bank, der Kanzel gegenüber. Eine gute Bank. Ein Schildchen mit dem Namen „Ohlsen“ hielt unbefugte Benutzer der Bank fern. Dafür mußte Familie Ohlsen jährlich eine nicht unerhebliche Summe in die Kirchenkasse entrichten. Inez wußte auch, wie man das nannte: Kirchenstuhlgeld. Ohlsens Platz hatte außerdem den Vorteil, daß er sich in der Nähe einer kleinen Nebenpforte befand. Die Familie, oder wer nun gerade „dran“ war, konnte also getrost mal ein bißchen später kommen oder früher nach Hause gehen, ohne daß es groß auffiel.

Sie waren gern gesehene Gemeindeglieder. Der Pfarrer Vallerius – wir einigten uns auf einen gütigen alten Herrn – begrüßte sie nach den Gottesdiensten besonders herzlich. Natürlich ohne die anderen Gemeindeglieder zurückzusetzen. Immerhin konnte es vorkommen, daß die Freude mit ihm durchging und er Frau Ohlsen anredete – über die Köpfe hinweg –, während er noch die Hand der alten Mutter Johansson hielt. Herr Ohlsen gehörte natürlich dem Gemeindegliederkreis an.

„Das ist schon allerhand“, meinte der Professor, „aber alles, was nach böser Kritik aussieht, wird gestrichen. Pastor Vallerius sieht jedem ins Gesicht, wenn er mit ihm spricht und ihm die Hand gibt. Kleine Episode: Der Glockenstuhl war erneuerungsbedürftig geworden – für Herrn Ohlsen eine willkommene Gelegenheit, gute Balken für einen neuen zu stiften. Vallerius war darüber so erfreut, daß er an dem Gebälk ein Täfelchen anbringen ließ: Gestiftet von Familie Ohlsen. Die Stiftung wurde mehrmals von der Kanzel abgekündigt und stand auch in dem Blatt des Kirchenkreises.

„Aber das klingt doch alles spöttisch!“ bemerkte Swerker.

„Für uns, lieber Swerker – aber nicht für die Ohlsens überall“, sagte der Professor mit einem bitteren Ausdruck. „Das ist traurig – für sie! Der Geistliche, der Vallerius – machen wir ihn ruhig etwas lustig, humorliebend – ist natürlich auch bei Ohlsens will-

kommener Gast. Er hat die Eheleute getraut, ist so etwas wie der getreue Eckart der Familie – überhaupt der gute Vater der Ortschaft.“

„Ist doch schön!“

Nun folgte eine lange Pause.

„Mir kommt das alles so fade vor!“ klagte Swerker. „Es ist aber auch schwer, mit Sachen zu hantieren, von denen man keine Ahnung hat –“

„Keine Ahnung!“ knurrte Toivo. „Ihr habt aber immer sehr viel Ahnung gehabt, wenn ich mal in die Kirche ging und davon erzählte!“

„Doch jetzt keinen solchen Streit, Toivo!“ mahnte Bully.

„Du machst ja übrigens doch, was du willst!“

Toivo grinste.

„Heureka – ich hab's!“ rief Inez aus. „Aufgepaßt – der Ragnmark ist Freigeist, das gibt herrliche Spannungen!“

„Nein, geht nicht“, erklärte der Professor, „das wäre nicht logisch. Er ist Kaufmann – wird sich darum hüten, den Freigeist zu spielen. Alle Welt, die auf sich hält, würde sich doch in diesem Lande von ihm abkehren. Ist schon mancher ein Freigeist geworden – und hat schwer dafür gebüßt! Sein Geschäft jedenfalls würde merklich zurückgehen, die Konkurrenz würde im Hintergrunde nicht stillbleiben. Er muß religiös sein, der Ragnmark – und ihn könnten wir in eine der großen Freikirchen stellen.“

„Geht in Ordnung, Professor. Notiere: Ragnmark Baptist! Und nun könntest du wieder etwas sagen, Swerker!“

„Hm!“ Swerker druckste herum und kam nicht vom Fleck. „Ich bin da noch nicht soweit – werde aber weiterkommen – ja – es ist wirklich nicht leicht –“

„Nun ja, daß es nicht leicht ist, haben wir uns schon öfter gesagt“, knurrte Bully, „aber ich könnte etwas über die Musik in den Kirchen beisteuern. Habe einige gute Konzerte besucht.“

„Du?“

„Warum nicht? Ich besuche immer Kirchenkonzerte!“

„Das ist ja großartig! Also los!“

„Halt, Kinder! Immer an den Herrn Verleger Ström und seinen

Leserkreis denken, mein guter Bully!“ sagte der Professor. „Dein Vorschlag ist gut – aber schreib ja nicht, was dir gefiel – sondern, was den Leuten immer wieder gefiel! Sollten sie in der Kirche nicht auch so etwas wie Lieblingsschlager haben – das ist ein falscher Ausdruck, ich meine: Gesänge, Lieder, die sie lieben – bei denen sie jubeln oder weinen?“

„Haben sie!“ entgegnete Inez und blickte in die Ferne.

„Na also!“

„Jetzt machen wir aber Schluß. Wer kann, steuert noch etwas bei. Übrigens sah ich ein Plakat. Da ist eine sogenannte Evangelisation. Werde mal hingehen. Es ist in einem der Skandia-Säle“, sagte Swerker.

„Tue das, mein Sohn!“ bekräftigte lachend der Professor.

„Jetzt wolln wir aber endlich erst mal ’n paar Apfelsinen essen!“ meinte Bully. Es wurde ein vergnügter Abend, trotz des völligen Mangels an Spirituosen. Inez bemühte sich, fröhlich mitzutun. Mir schien es jedoch, als würde es ihr sauer.

„Inez, mir dir stimmt doch etwas nicht“, sagte ich. „Du müßtest dich mal gründlich untersuchen lassen. Wenn wir die erste Honorarrate von dem Buch haben, nehmen wir dich beim Genick und schleppen dich zu einem guten Medizinmann!“

„Jajaja!“ wehrte sie ab.

Kauend meinte Bully: „Laßt doch den alten Ragnmark einen Anhänger der neuen Gruppenbewegung sein. Die Zeitungen sind voll von Berichten über diese, und viele Leute wie unser erfundener Ragnmark sind dabei. Aber ja – wir wollten ja Schluß machen und nicht mehr darüber reden!“

„Die Gruppengeschichte lassen wir weg!“ entschied Swerker.

„Sollen wir vielleicht auch noch in diese Versammlungen laufen – das heißt: Soll ich das? Von euch geht ja doch keiner hin!“

Es war heimelig und warm bei Toivo. Draußen herrschte wüstes Wetter, Regen und Schnee wirbelten durcheinander. Tropfen fielen klappernd auf ein Blech vor dem kleinen, hohen Fenster. Das Stichwort „Weihnachten“ war bereits gefallen. Die Geschäftswelt traf die Vorbereitungen für ihr gewaltiges Erntefest.

„Das Fest feiern wir doch zusammen – hier bei dir, Toivo?“

Alle stimmten Bullys Vorschlag freudig zu. Diese Aussicht zu haben erhellte vieles Trübe. Nichts ist schlimmer als Weihnachten, wenn man nicht weiß, wohin man gehört. Wir gehörten zusammen. Unser kleiner Kreis war ein Ersatz für die Familien und Sippen, von denen wir uns getrennt hatten oder getrennt worden waren.

Als wir endlich unsere Bleiben aufsuchten, sagte Swerker noch: „Da ist das Plakat! Ich sprach schon davon – eine Evangelisation.“

„Gott verloren – alles verloren“, lasen wir in großen Lettern an einer Anschlagtafel, die eine Laterne matt beleuchtete. Ein bunter Farbenkreis umgab das Straßenlicht wie eine Gloriole.

„Gleich morgen abend gehe ich hin – dann habe ich es hinter mir. Werde einiges mitschreiben, so gut es geht. Die Leute denken dann sicher, ich bin von der Presse. Tjänare – Servus!“ Mit diesen Worten verabschiedete sich Swerker.

Ich hörte sie jetzt noch – diese Worte.

Wir warteten seitdem vergebens auf Swerker.

Er kam nicht in den „Seehund“ und auch nicht zu Toivo. Wir suchten ihn in seinem Quartier.

Er war niemals da!

„Auf jeden Fall arbeitet er noch im Freihafen“, sagte ich mir und beschloß, einmal vor dem großen Gittertor auf ihn zu warten, wenn Schichtwechsel war. Leider lagen jedoch auf den Schichtwechseln Unterrichtsstunden, die ich unmöglich verlegen oder ausfallen lassen konnte. blieb mir nichts weiter übrig, als in den „Seehund“ zu gehen, sobald ich frei war, und auf Swerker zu warten. Die Sache mit dem Buch mußte doch weitergehen – und außerdem fehlte mir der Freund. Denn wenn ich ehrlich sein sollte: Swerker war mir der liebste von allen.

Was mochte nur in ihn gefahren sein? Kein Zettel mit ein paar Hinweisen, kein Anruf!

Auch die anderen wunderten sich sehr und wurden ungehalten. Hatte er am Ende eine Dummheit begangen?

Nein, das konnten wir uns von Swerker nicht vorstellen. Er war eigentlich der Stabilste unseres Kreises.

Ob ihm doch etwas zugestoßen war?

Ich beschloß, seine Wirtsleute noch einmal aufzusuchen, mich zu erkundigen, so gut es ging, und am besten ein paar Zeilen dort zu lassen. Diesen Entschluß faßte ich in der schrägen Dachkammer, die um fünf Kronen teurer geworden war, seitdem ich Sprachunterricht erteilte und meine Miete regelmäßig zahlte. Ich wusch mich vor dem geschwungenen, fleckigen Spiegel – und sah plötzlich, daß auf meinem Bett ein Brief lag. Der Umschlag war gelblich wie die Bettwäsche, darum hatte ich ihn beim Eintreten nicht bemerkt.

Er kam von der Fremdenpolizei, die hierzulande eine Abteilung der Kriminalpolizei war.

Man lud mich mit knappen Worten zu einer Unterredung ein. Schrieb nüchtern und fordernd den Termin.

Himmel – das war doch wieder wegen der vermaledeiten Arbeitspapiere. Aber meine Zwischenbescheinigung war doch noch gar nicht abgelaufen.

Ich schlief nicht in dieser Nacht.

Der Beamte, der mir am Schreibtisch gegenüber saß – ein langer, glatter Mann in einem graukarierten Anzug –, gab sich freundlich und sachlich-bestimmt.

Tja – es läge leider meine Ausweisung vor! Binnen vierundzwanzig Stunden sollte ich das Land verlassen! Eine Einspruchsmöglichkeit sei nicht gegeben!

Ich bekam Leibschmerzen. Mir brannten plötzlich die Augen, der Gaumen wurde mir trocken, als hätte ich lange nichts getrunken. Versuchte trotzdem, mit dem Beamten in ein ruhiges Gespräch zu kommen. Er belehrte mich in kühler Freundlichkeit. Nein, es sei nichts zu machen. Da wäre übrigens der Freifahrtsschein.

Gut!

Ich unterschrieb einen Zettel. Dann noch einen.

Wie ein Traumwandler packte ich meine wenigen Habseligkeiten in den Koffer, sah in Schubfächer und Kästen und machte mich dann auf, um mich bei den Freunden zu verabschieden. Der

Sprachlehrer war sichtlich betrübt. Nun konnte er nicht mehr in den Zeitungen annoncieren, daß in seinem Sprachinstitut bewährte Kräfte aus dem Ausland unterrichteten.

Das Fräulein, das uns im „Seehund“ bediente, und auch der Wirt waren ehrlich traurig. „Denk an das Schöne, das du hier erlebt hast, Rainer!“ sagte der Wirt. „Vielleicht wird noch mal was Großes aus dir. Und sag deinen Leuten da unten, sie sollen um Himmels willen keinen Krieg machen!“

„Das will ich tun, Herr Bengtsson. Adjö!“ sagte ich.

Meine Zimmerwirtin trauerte nicht sonderlich. Noch in meiner Gegenwart fing sie an, die Kissen abzuziehen und die Schlafstelle für einen neuen Mieter herzurichten.

Bully traf ich und auch den Professor. Inez war unauffindbar. Swerker blieb unsichtbar.

Spät in der Nacht verabschiedete ich mich von Siegmund und drückte Toivo die harte Arbeitshand.

„Rainer“, sagte Toivo leise, „wenn du willst – ich könnte dich irgendwo unterbringen – unter einem anderen Namen!“

„Nein, Toivo – ich danke dir, alte, treue Seele. Ich will nicht – ich reise.“

Es war erbärmlich kalt, als ich auf dem Zentralbahnhof stand und darauf wartete, daß der Kontinentexpress von Oslo eintraf. Stieg dann in den verhältnismäßig leeren, aber warmen Zug, der Anschluß an die Fähre hatte. Er fuhr verspätet ab. Irgend etwas schien nicht in Ordnung zu sein. Er hielt noch einmal an und fuhr dann unendlich langsam weiter.

Da sah ich, wie draußen auf dem Bahnsteig ein Mann herumrannte und in die Abteifenster starrte.

Ich riß das Fenster herunter.

„Swerker!“

„Endlich! Es geht also ab – schade, Rainer!“ sagte er und ging neben dem Zug her. „Sie haben dich abgeschoben?“

„Ja, ich bin ausgewiesen, Swerker. Haben natürlich recht – lästiger Ausländer! Habe ja keinen ordentlichen Beruf. Vielen Dank für alles, alter Junge! Nun müßt ihr das Buch ohne mich fertig machen – viel Glück! Gib meinen Anteil der Inez!“

„Aus dem Buch wird nichts, Rainer!“

„Was?“

„Es wird nichts daraus. Ach, du, ich wünschte, ich könnte dir alles in Ruhe erzählen. Ich wohne jetzt woanders – wohne draußen am Käringberg –“

Der Zug kam in Fahrt.

„Dann leb wohl, Swerker, warst ein prima Kerl! Vielleicht sehen wir uns mal wieder!“

„Wenn nicht hier – dann woanders“, sagte er. Er hatte nasse Augen – und auch mir kamen die Tränen.

„Bitte schließen Sie doch das Fenster!“ sagte im Nachbarabteil eine Frau.

Swerker verschwand in den Dampfwolken, die unter dem Wagen hervorquollen.

Selten hat mir ein Abschied so weh getan.

Ich kam damals nach Hause. Da mein Reisepaß noch nicht abgelaufen war, nahm zunächst niemand von mir Notiz. Ich sah mich nach einer Beschäftigung um, verdiente das tägliche Brot mit Übersetzungen und Unterrichtsstunden.

Dann kam der Krieg. Ich wurde eingezogen. Mußte durch den Krieg hindurch. Blieb am Leben.

Nach dem Kriege versuchte ich allerlei. Begann Artikel und schließlich Bücher zu schreiben. Und da geschah das Wunderbare: Ein Verlag war an einer bestimmten Arbeit interessiert und ermöglichte mir die Auslandsreise. In der Tasche hatte ich einen gültigen Reisepaß, vorschriftsmäßig visiert für mein Zielland und mit dem Transitvisum für das alte Land von Swerker, Inez, Bully, Toivo und dem Professor.

Nun war ich in Göteborg.

Ich lief wie ein Träumender.

Ein blauer Trolleybus heulte heran. „Käringberg“ stand auf seinem Schild.

„Käringberg, Käringberg – das ist doch –“

Richtig, ich erinnerte mich ganz genau: „Ich wohne jetzt am Kä-

ringberg“, hatte mir Swerker nachgerufen, als ich vor Jahren abgereist war.

Der Trolleybus hielt, ich stieg ein.

„Käringberg, bitte!“ sagte ich an der Kasse.

„Zwei Kronen, bitte!“

Der Käringberg mußte – aus dem Fahrpreis zu schließen – weit draußen am Rande der Stadt sein. Endlos schien mir die Fahrt. Es ging zwischen von Riesenhand hingeworfenen Granitklötzen hindurch, auf denen kleine, teilweise rotgestrichene Häuser standen – neben Leuchtfeuern und Funkmasten. Eine eigenartige Kapelle flog vorbei, Bahnübergänge, Gärten, Ödland. Immer westwärts – ich ahnte das Meer.

Endlich war der Bus an seiner Endstation angelangt und fuhr im Kreise. Ich war der einzige Fahrgast, der ausstieg. All die anderen waren schon vorher abgesprungen.

„Käringberg!“ Auf einer weißen Tafel stand es.

Ein schmaler Weg führte von der Haltestelle nach links und einer nach rechts. Eine gläserne Schutzhütte. Zwei Bahnschranken.

Wohin sollte ich nun gehen? Fast ärgerte ich mich über den eiligen Entschluß, zum Käringberg hinauszufahren. Darauf schlug ich den Weg ein, der mir zusagte. Lang konnte er ja nicht sein. Lief ich fehl, so hatte ich Zeit, auch den anderen Weg zu versuchen.

Es war früher Herbst – lustiger, bunter Herbst. Auf den Granitkuppen blühte das Heidekraut, die zahlreichen verkrüppelten Birken hatten bereits die ersten gelben Blätter. Überall schackerten Elstern. Einzelne Häuschen standen hier in kleinen Gärten, rote und weiße. Im Gras lagen hier und da rotbäckige Äpfel, die von den förmlich überladenen Bäumen gefallen waren.

Da war ein Briefkastenstand – er sah aus wie ein Immenstand. Ich trat hinzu und begann die Namen auf den Schildern zu lesen. Da drohte mir das Herz stillzustehen.

Unter einem der Kästen der unteren Reihe stand der Name „Hedlund“ – Swerkers Familienname!

Aber was hatte das schon zu bedeuten? Der Name war nicht selten – es gab viele Hedlunds im Lande. Es konnten ganz andere Leute sein!

Wie kam Swerker zu einem Häuschen in dieser hübschen Gegend? „Ich wohne jetzt am Käringberg!“ hatte er damals gerufen. Milder Wind, der nach Salzwasser roch, ließ die Blätter der Birken flattern. Zwei Flugzeuge mit Schwimmkörpern statt der Räder zogen dröhnend über die Baumwipfel hin. Und weit und breit kein Mensch, den ich hätte fragen können. Unschlüssig verharrte ich. Ich zählte die Briefkästen. Vierzehn waren es. – Und nur mit Namensschildern versehen – Ich würde also schlimmstenfalls vierzehnmal höflich fragen müssen, ob in dem Hause Herr Swerker Hedlund wohnte – und nicht ein anderer.

Aber da kam der Briefträger auf einem Leichtmotorrad herangeknattert, die bauchige Ledertasche auf dem Rücken. Er stieg ab und begann die Briefkästen mit großer Fertigkeit zu beschicken. „Ich bitte vielmals um Entschuldigung – ich möchte zu Hedlunds. Das heißt, zu Herrn Swerker Hedlund. Hier wohnt doch ein Herr Swerker Hedlund, nicht wahr?“

„Ah, der Herr ist Ausländer, ja? Ja – der Herr Hedlund heißt Swerker, er wohnt ganz unten am Fjord, sechs, acht Minuten, mehr nicht. Rotes Haus!“

„Oh, vielen Dank!“

„Keine Ursache!“

Mit raschen Schritten eilte ich den erst etwas ansteigenden, dann abschüssigen Sandweg entlang, der sich in großen Schleifen um Gestein wand. Ich sah das Lichtflimmer des Wassers durch das Buschwerk – und endlich ein kleines rotes Haus. Ein akkurates Haus, mennigerot, die Fenster weiß abgesetzt.

„Hedlund“ stand auf einem Schildchen an der Gartenpforte, neben einem Klingelknopf.

Ich drückte den Knopf. Mein Herz klopfte in mir wie Paukenschläge. Lange tat sich nichts. Dann kam ein junges Mädchen aus dem Haus gesprungen, verlangsamte seinen Schritt und sah mich mit neugierigen Augen an.

„Guten Morgen! Ich möchte gern Herrn Hedlund sprechen – hier wohnt doch Herr Swerker Hedlund?“ sagte ich mühsam und machte eine Anzahl Aussprachefehler.

„Ja – der wohnt hier – aber ich weiß nicht –“

Sie sah sich um. In dem Augenblick trat eine Frau aus dem Hause – eine große, kräftige Frau, die nicht schön war, aber etwas von einem großen Mädchen hatte. Sie richtete ebenfalls fragende Augen auf mich – wie es eben noch das Mädchen getan hatte. Ich wiederholte meinen Spruch noch ungeschickter.

„Ja, das ist schon seine Wohnung – aber er schläft, er hatte Nachtschicht!“ sagte schließlich die Frau, in deren Augen ich die Frage lesen konnte: „Was bist du denn für einer?“

„Ach, Frau Hedlund“, stammelte ich, „wecken Sie ihn doch bitte! Er wird ganz bestimmt nicht böse sein!“

Frau Hedlund schien mich indessen für einen hartnäckigen Vertreter und mystischen Ausländer zu halten; sie öffnete die kleine Gartenpforte nicht.

„Kann der Herr denn nicht mir sagen, worum es sich handelt?“ fragte sie kühl.

„Einen Augenblick bitte, Frau Hedlund“, sagte ich, „ich werde Ihnen einen Zettel mit ein paar Worten geben. Zeigen Sie ihn Swerker bitte. Wenn er nicht sofort herausgerannt kommt, wenn er ihn gelesen hat – dann werde ich Sie nicht weiter belästigen. Ich werde hier warten!“

Die Frau und das Mädchen sahen sich ratlos an. Stand vor ihnen am Ende ein Irrer? Ich riß ein Blatt aus meinem Notizkalender und schrieb darauf: „Hej, Swerker! Solides Milieu!“

Die Frau las die Worte.

„Sehr seltsam“, murmelte sie; aber dann sagte sie lauter:

„Warten Sie bitte, ich will ihm den Zettel zeigen – damit Sie Ihren Willen haben!“

Eine Viertelminute später kam Swerker in einem gestreiften Schlafanzug aus dem Hause gerannt.

„Rainer! Mensch! Alter Kompis! Ist es denn wahr? Wo kommst du denn her?“

Verwundert starrten die Frau und das Mädchen die beiden Männer an, die sich in den Armen lagen.

„Tritt ein, Bruder!“

Swerker schloß die kleine Pforte hinter mir.

Das kleine Haus war blitzsauber. Nun, das war hier in den allermeisten Häusern so. Was ich aber zu meiner großen Verwunderung bemerkte, war ein grobgewebter Vorhang mit einem Spruch an der Wand des winzigen Hausflurs. Wenn mich nicht alles trog, handelte es sich um einen Spruch aus der Bibel: „Ich will den Herren loben allezeit.“

Den Vorhang hatte wahrscheinlich die Frau gewebt – oder das Mädel.

Swerker war nun ganz aus dem Häuschen.

„Märta – das ist der Rainer! Von dem ich euch so manche Geschichte erzählt habe! Du bist also noch am Leben, Rainer! Eine größere Freude kann es für mich nicht geben! Komm, mach dir's bei uns bequem!“

„Um es gleich zu sagen, Swerker: Ich habe sehr wenig Zeit“, sagte ich, „ich bin nämlich nur auf der Durchreise. Eigentlich dürfte ich gar nicht hier sein, denn ich habe nur ein Transitvisum für euer Land.“

„Aha“, sagte er ein wenig nachdenklich. Aber dann strahlte sein Gesicht wieder – das Gesicht eines Mannes in den besten Jahren.

„Wir werden jetzt gemütlich Kaffee trinken“, schlug er vor, „und dann gehen wir mal hinüber zu Svedberg, auf die Polizeistation –“

„Muß das sein?“ unterbrach ich ihn, sauersüß lächelnd.

„Svedberg und ich sind gute Bekannte, er hat sein Haus ein paar Minuten von hier. Der kann sicher bewirken, daß dein Visum ein bißchen gedehnt wird. Es muß ja alles seine Ordnung haben. Er soll sich nicht ärgern, wenn er erfährt, daß ich Besuch mit Transitvisum hatte. Aber ein paar Tage wirst du schon bleiben können – du willst doch keine Arbeitsgenehmigung – oder?“

„Nein, meine Arbeit habe ich zu Hause, Swerker.“

Frau Hedlund arbeitete mit ihrer Tochter fieberhaft in der Küche; ich hörte sie leise reden und mit Bestecken klappern.

„Wie geht es dir, Swerker?“ fragte ich. „Du – was war denn damals los? Was ist denn aus dem Buch geworden – unserem Buch von der Berit und den Ohlsen-Söhnen?“

„Das hast du also nicht vergessen?“ sagte er. „Ja, Rainer, von

dem Buch ist nicht viel zu sagen. Es ist nichts daraus geworden. Und schuld daran bin ich – warum soll ich es dir nicht sagen! Erinnerst du dich: Ich wollte damals in eine Evangelisation gehen, um mir das anzusehen und ein paar Notizen für das Buch zu machen. Es sollte wohl alles so sein. Es war eigentlich keinerlei Sensation – nichts besonders Frommes. Der Redner mühte sich ehrlich, seine Zuhörer zu packen. Bei mir kam er damit nicht an, ich war gewappnet. Und doch muß er etwas in mir angerührt haben. Jedenfalls ekelte ich mich plötzlich – vor mir selber. Ich schämte mich meines sinnlosen Trotzes. War ja hauptsächlich Trotz gegen meine Eltern gewesen, die mich über alles liebten und mich furchtbar gängelten – aber auch Trotz gegen alle Erwachsenen, die sich überlegen gaben. Du wirst dich sicher an meine Wutanfälle erinnern. Meist hatte ich ja keinen Grund. Und meine ganze Schnoddrigkeit, mein Zynismus waren nichts weiter als die Angst, etwas zu bewundern oder zu verehren – und dann von anderen, die keinen Deut anders waren als ich, verspottet zu werden. Kurz: Ich ging noch einmal in den Skandia-Saal. Und dort geschah mir von seiten des Redners nichts – ich wüßte jedenfalls nichts. Aber ich sah wohl bereits mit anderen Augen. Und mein Blick fiel auf ein Mädchen – meine Frau. Wir begegneten uns mit den Augen – und grüßten uns. Und gingen ein Stück Weges gemeinsam. Sie war junge Witwe. Ihr Mann war als Schiffer auf See geblieben. Sie war allein und wollte wieder einen Menschen haben – und der wurde ich. Was mein ganzes Leben herumwarf, war also keine tiefe Selbsterkenntnis, kein neuer Entschluß – sondern ganz einfach ein Mensch. Und nun glaube ich, daß dieser Mensch von Gott gesandt wurde, meinen Weg zu kreuzen. – Wir haben geheiratet. Das Mädchel ist unser Kind. Ich habe im Freihafen weitergearbeitet – habe den toten Punkt überwunden, du weißt, was ich meine. Jetzt bin ich Ladebas und verdiene mein Geld. Meine Eltern sind beide tot, wir haben sie aber noch besucht, zu ihrer unglaublich großen Freude. Es geht uns also leidlich gut, wie du siehst. Das Haus war Eigentum meiner Frau, die Schulden haben wir abgestoßen. Aber nun sag mir, Rainer, was machst du jetzt? Bist du am Ende ein großes Tier geworden?“

„Ach wo, Swerker! Bin so eine Art kleiner Literat. Übersetze Bücher und schreibe auch mal eins.“

„Berit und die Ohlsen-Söhne?“

„Nein, andere. Ich schicke dir mal was.“

Er nickte erfreut.

„Also bist du doch ein richtiger Bücherschreiber geworden?“

„Das ist auch nur eine Arbeit. Hast du übrigens von den anderen gehört?“ fragte ich ihn.

„Ja, Rainer. Inez ist nicht mehr am Leben. Sie starb hier bei uns, Tb – du verstehst! Begraben ist sie oben in Jämtland, wo ihr Vater Holzgrossist ist. Sie hatte wohl etwas mit einem Künstler, überwarf sich seinetwegen mit den Eltern und dem Bruder und ging. Der Kerl heiratete sie jedoch nicht – er wollte die reiche Tochter des Holzhändlers. Das hat ihr wohl den Knacks gegeben. Aber sie war ein guter Kerl –“

„Ja, das war sie. Sie teilte alles mit uns!“

„Der Professor ist nun auch schon seit Jahren tot. Mit ihm ging es sehr schnell. Leider hat er noch einige Zeit im Gefängnis gesessen. Dokumentenfälschung. Drucker ist er von Beruf gewesen.

Toivo arbeitet bei mir. Siegmund verschwand eines Tages und ward nie mehr gesehen. Ist vielleicht mit einem Schiff nach Amerika gefahren, er sprach mal davon.“

„Und Bully?“

Da blitzten Swerkers Augen.

„Paß mal auf!“ sagte er und klappte den Deckel seines Radioapparates auf, in dem sich ein Schallplattenteller befand. Er legte eine Platte auf. Ein Lied erklang, ein Schlager. „Da hörst du ihn!“ sagte Swerker wie im Triumph.

Wenn man es wußte, hörte man den guten Bully natürlich heraus – obwohl er krächzte und näselte wie berühmte Vorbilder. Bully machte in der Hauptsache Platten, er hatte es auf seine Art geschafft.

Frau Hedlund kam mit dem Kaffee.

Die Tochter verabschiedete sich von ihrem Vater mit einem Kuß, sie mußte in die Schule, hatte in der Küche ihren Kaffee getrunken. Mir reichte sie knicksend die Hand.

„Eine Tasse Kaffee auf unsere Art wird Ihnen nach der langen Fahrt sicher guttun“, sagte Märta Hedlund.

„Danke, bestimmt!“

„Ja, und dann gehen wir gleich mal 'rauf zu Svedberg, auf die Polizeistation, wegen der Paßgeschichte“, sagte Swerker. „Einige Tage lassen sie dich bestimmt bei uns bleiben – oder läuft dein Fahrschein ab?“

„Nein, da ist noch reichlich Zeit!“

„Herrlich! Dann gehen wir am Nachmittag alle zusammen zu Toivo. Wir platzen ganz einfach hinein – wollen sehen, was er für ein Gesicht macht. Du wirst dich übrigens wundern: Toivo ist Vater und Versorger einer gewaltigen Familie, er hat sechs Kinder. Hat eine Finnin geheiratet, eine handfeste Frau, klein und nicht häßlich. Und Bully können wir von einem Kiosk aus anrufen, er ist in der Stadt, wie ich weiß. Er ist noch ganz der alte Bully und kann sich mitunter herrlich zum besten halten, wenn in seiner Gegenwart eine seiner Schallplatten ertönt.“

Ich sah zum Fenster hinaus, während ich Kaffee trank. Eine Elster saß auf dem Zaunpfosten und wippte mit dem Schwanz. Auf dem Fjord tutete ein Überseedampfer.

„Eine Sache noch, Swerker“, sagte ich. „Besteht der Holger-Ström-Verlag noch?“

Er lachte über das ganze Gesicht.

„Und ob es den noch gibt, mein Lieber! Großes Verlagshaus, Beton, Aluminium, Glas! Ström selber kann man oft abgebildet sehen. Spielt eine Rolle in der Stadt, ist sehr in die Breite gegangen. Gilt als cleverer Verleger – verlegt nur Sachen mit solidem Milieu!“

Herr Adam und der Tabakriecher

Dies ist eine Geschichte, die mir Not gemacht hat und Not machen wird, ich weiß es. Herr Adam wird mir schreiben: „Mußte das denn sein? Muß denn immer alles aufgeschrieben werden?“ Und unsere gemeinsamen Bekannten werden ganz ähnlich reagieren. Sie werden den Kopf schütteln, wenn ich ihnen antworte: „Ich hatte dabei mit mir zu tun!“

Die beiden Hauptgestalten dieser Geschichte ließen sich nicht leicht fassen, die Linien ihrer Konturen wurden fransig, wenn ich auf sie schaute, und von den Nebengestalten sah man nur noch Tupfen und Schatten. Aber ich vermochte nicht zu kapitulieren, wiewohl das einfacher und sicher auch angenehmer gewesen wäre. Ich habe schließlich zu zeichnen begonnen, habe Herrn Adam und Josip Perowitsch, den Tabakriecher, mit ihren charakteristischen Merkmalen zu Papier gebracht, mit allerlei Randbemerkungen, so daß sie nicht mehr flüchten konnten.

Ich bitte um Vergebung, wenn diese Geschichte nicht gefällt. Wie gesagt, ich hatte mit mir zu tun, obwohl ich weder der Herr Adam noch Josip Perowitsch bin.

Herr Adam. Seine sämtlichen Vornamen sind: Otto Hermann Friedrich. Sein Rufname ist Otto. Auf ihn hört ein mittelgroßer, rundlicher Mann mit gesund glänzender Gesichtshaut. Er liebte es, sich einige Male in der Woche unter die Höhensonne zu setzen; seine Freunde und Mitarbeiter kannten ihn als gebräunten Mann. Das Haar war ihm etwa bis zur Mitte der Kopfhaut ausgegangen, der Rest war peinlichst gekämmt und hatte einen silbernen Schimmer. Zwischen der fliehenden Stirn und dem erhaltenen Haarwuchs gab es keine markierte Grenzlinie, und auch nach der fran-

zösisch geschwungenen Nase hin war kam eine Einkerbung festzustellen. Herr Adam hatte ein zweites Kinn, das ausgeprägter war als das eigentliche. Seine Augen hatten ein treues Blau, und der ganze Gesichtsausdruck schuf Vertrauen. Man wußte sich einem Menschen gegenüber, dessen Grundsatz „Leben und leben lassen“ war. Überflüssig zu bemerken, daß Herr Adam sich sorgfältig kleidete. Als wäre alle Tage Sonntag, Und vorn, unter dem leichtgewölbten Bauch, baumelte ein sogenannter Bierzipfel, den man meistens sah, weil Herr Adam oft die eine Hand in der Hosentasche hatte.

Herr Adam war verheiratet, er hatte bereits die Silberhochzeit hinter sich. Seine Gattin hieß Else. So durfte Herr Adam sie jedoch nicht in Gegenwart anderer nennen – da mußte er „Elsa“ zu ihr sagen. Sicher war Frau Elsa ein hübsches Mädchen gewesen; man sah das jetzt noch. Sie hatte einen rosigen Teint, den sie pflegte und pflegen ließ. Kosmetika gebrauchte sie spärlich, auch nur allerbeste Marken. Leisten konnten sich Adams so gut wie alles, sie besaßen eine Tabakwarenfabrik mittlerer Größe.

Sie waren von unten gekommen. Der Großvater hatte noch mit anderen Kollegen um bessere Löhne gekämpft. Der Vater hatte mit einem kleinen Unternehmen begonnen, das er nicht in der Großstadt aufbaute, sondern in einem Flecken in einiger Entfernung von dieser, einem idyllischen Nest an einem Fluß. Dort kostete alles halb soviel Steuern, die Abgaben waren wirklich niedrig, verglichen mit dem Reingewinn. Die Verkehrsverbindungen waren denkbar günstig, denn der Ort lag an einer Hauptstrecke der Bahn. Ja, und außerdem hatte man den Vorteil, daß man geradezu ständig in der Sommerfrische lebte; denn an den hohen Flußufern zogen sich schöne Mischwäldungen hin, deren gepflegte Wege zu versteckten kleinen Wirtschaften führten, wo sich die Honoratioren gern mit ihren Familien oder allein trafen.

Otto und Else Adam hatten zwei Söhne, Kurt und Hans. Adams konnten sich über ihre Jungen freuen; diese machten ihren Eltern nie Kummer, wenn man von kleinen Dummheiten absieht, über die man eher schmunzelt. Auch die Berufswahl der beiden war zur großen Zufriedenheit der Eltern ausgefallen. „Das Solide

haben sie von uns beiden“, pflegte Herr Adam zu sagen. Und denken mochte er: „Die Klugheit haben sie von mir, der ich sie von meinem Vater habe. Dieser wiederum verdankte sie seinem Vater.“

Kurt, der Ältere, hatte bereits als Junge Interesse für die Tabakverarbeitung an den Tag gelegt. Hans war anders. Er war ein guter, gelobter Klavierspieler, eifriger Leser guter Bücher und hatte sich für die Theologie entschieden. Mit diesem Entschluß hatte er vor allem seiner Mutter eine große Freude bereitet. Herr Adam nickte dazu. Warum nicht? Hans würde es sicher zum Superintendenten bringen.

Normalerweise wäre nun für die Adams der ganze weitere Verlauf ihrer Familiengeschichte vorausszusehen gewesen: bestandene Examen, Hochzeiten, Kindtaufen, Jubiläen, Auszeichnungen.

Aber plötzlich wurden die Zeiten anomal.

Immerhin hatte Herr Adam so viel an Erfahrung gesammelt, daß er das Steuer seines Lebensschiffleins mit der Besatzung wohl zu handhaben und auch herumzulegen verstand. Der Kluge fuhr gut – zu allen Zeiten. Vielleicht war alles ein großes Glück.

Aber da war nach Jahren der Krieg ausgebrochen.

Herr Adam hatte ihn nicht herbeigewünscht, das sei gesagt. Aber er hatte das selbstverständlich mit keiner Silbe gesagt. Das Steuer des Lebensschiffleins würde jetzt nur mit äußerster Anstrengung zu handhaben sein, und es war denkbar, daß wilder Wellenschlag es dem Steuermann aus der Hand reißen konnte.

Josip Perowitsch war ein hagerer Fünfziger mit gegerbter, brauner Gesichtshaut. Er brauchte keine Höhensonne. Sein Gesicht war schmal, eine leichtgekrümmte Nase sprang daraus hervor – ganz anders als bei Herrn Adam –, und darunter stand ein kräftiger, rabenschwarzer Bürstenbart, der in eigenartigem Kontrast zu dem schütterten grauen Haar stand. Josip Perowitsch hatte schmale Augen, aus denen es dunkel blitzte. Er sah aus wie ein arbeitsamer Bergbauer des Balkans. Gewöhnlich schaute er ernst ins Leben. Aber seine Augen konnten aufblitzen vor Freude, wenn er vor seinem Hause von seiner Frau Janja begrüßt wurde.

Josip Perowitschs Schicksal war die Tabakstaude. Seine Väter hatten nicht nur leidenschaftlich gern Tabak geraucht, sondern sich auch ebenso leidenschaftlich mit den Blättern der Pflanze befaßt, die den Rauchgenuß verschaffte. Es gibt als Rarität feinsinnige Musikerfamilien, in denen das sogenannte „absolute Gehör“ zu Hause ist. Bei Perowitschs war der „absolute Geruch“ zu Hause, wenn es Tabak zu beurteilen galt. So hatten schon die Väter gute und gesicherte Arbeitsstellen in der Tabakfabrikation innegehabt. Josip aber übertraf sie alle im Tabakriechen. Der Chef des Unternehmens, in dem er in Agram angestellt war, ließ es sich nicht nehmen, Josip gelegentlich fremden Besuchern und Geschäftsfreunden als Wundertier vorzuführen. Und da Josip mit seiner Janja bei solchen Anlässen Gast des Direktors war, machte er das Spiel mit.

Normalerweise würde Josip bis an sein Ende Tabaksorten geprüft, neue Mischungen erfunden und sein bescheiden-beschauliches Dasein gehabt haben. Vom Vater her besaß er ein kleines, stabiles Haus mit Arkaden, weiß gekalkt. Darin ließ es sich leben. Aber der Krieg, der ausgebrochen war, hatte seine Arme bis hinter nach Agram ausgestreckt. Und nicht nur der Krieg. Etwas anderes noch. Ein Ungeheuer mit blutigen Tatzen und reißenden Hauern und eiskalten Schlangenaugen hatte sich in ganzer Schwere auf sein Heimatland gelegt und Josip und die Seinen mit giftglühendem Atem angeblasen. Josip war nämlich Jude. Janja, seine Gattin, war Kroatin. Aber um ihren Josip, den sie über alles liebte, froh zu machen, hatte sie sich von ihm in die Glaubensgemeinschaft des späten Volkes Israel einführen lassen und war mit ihm in die Synagoge gegangen, eine Proselytin. Lav, beider Sohn, war beschnitten.

Der Krieg begann mit Fanfaren. Aber diese konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß er Menschen fraß. Und daß er sich langsam an Menschen heranfraß, die sich vor ihm sicher gefühlt hatten. Herr Adam hatte seinen jüngeren Sohn Hans ziehen lassen müssen. Hans, der Theologe, hatte nicht geklagt. Zwar war er von Natur alles andere als ein Soldat – aber er ging ohne Mur-

ren den Weg über die Erfassung zur Musterung, und von da über die Kaserne ins Feld.

Kurt war noch zu Hause, reklamiert.

Tabak war ja ungemein wichtig. Die Front brauchte Tabak. Beuteware fiel an, der man mitunter ratlos gegenüberstand, wenn ihr die Etikettierung fehlte. Die Verarbeitung des anregenden Krautes, das die Männer so ungemein hochschätzten, ist ja eine Kunst, eine Art Komponieren. Das weiß der Fachmann. Otto Adam war ein tüchtiger Geschäftsmann, aber vom Komponieren der Tabakarten verstand er nicht viel. Da hatte er sich – wie sein Vater – auf angestellte Spezialisten verlassen. Nun war sein bester „Tabakriecher“ – wie man diese Spezialisten in Fachkreisen nannte – nicht mehr zu gebrauchen; er war zu alt, zu gebrechlich und kindisch obendrein. Hatte sein Äußerstes getan.

Was sollte werden? Es gab die Konkurrenz. Man konnte „die Bude zumachen“, wie die Arbeiter zu sagen pflegten, und die Produktion einem rentableren Betrieb übergeben. Dahinter stand drohend die Tatsache, daß Kurt Adam, der ältere Sohn, reif für den Kommiß war – und er, Otto Adam, auch. Denn so alt war er nicht, daß dieser Gedanke abwegig sein konnte.

So grübelte Herr Adam, ein fürsorglicher Familienvater, Tag und Nacht, wie er seinen Betrieb unentbehrlich und die darin Tätigen unabhkömmlich machen konnte. Es ging nur, wenn er unübertreffliche Qualität lieferte, wie bisher.

In einer Morgenstunde, kurz vor dem Aufstehen, fiel ihm ein Erlebnis ein, das einige Jahre zurücklag. Er besuchte in Agram die Fabriken von Miro Brancovitch. Und da hatte Direktor Brancovitch seinen ausländischen Gästen einen Wundermann vorgeführt, einen Tabakkünstler, der mit verbundenen Augen unfehlbar die Sorte, das Alter, den Grad der Fermentierung feststellte. Und Brancovitch hatte übermütig erklärt, eigentlich sei dies der Direktor – wenn man ihn nicht hätte...

Agram lag jetzt im Bereich der deutschen Truppen.

Konnte man nicht versuchen, den Brancovitchs den Wundermann auszuspannen? Ihn einfach zu requirieren? Es herrschte doch Kriegsrecht! Und der alte Brancovitch war nicht mehr im Lande,

wie Herr Adam wußte. Ausländische Arbeiter mit einem „P“ oder dem lakonischen Wort „Ost“ auf der Kleidung gab es in Menge – warum sollte man eine kroatische Tabakkoryphäe nicht herbekommen können – wo man doch Beziehungen hatte!?

Herr Adam wußte, an wen er sich zu wenden hatte.

An Schaller. Hauptmann Schaller, den Chef des Wehrkreiskommandos, einen älteren Herrn, der säuerlichen Brasilzigarren huldigte. Dazu kam, daß der alte Herr Frau Elsa eine platonische Verehrung entgegenbrachte – er war unbeweibt.

Schaller wiederum stand in engen Beziehungen zu Kamenz, einem ehemaligen Versicherungsmenschen, der sich nach dreiunddreißig ins politische Leben gestürzt hatte und sehr schnell nach oben geklettert war. Er kannte keine Skrupel und konnte reden. So hatte er jetzt eine Schlüsselstellung inne und wurde von vielen gefürchtet. – Es mußte gehen. Auch Kamenz rauchte gern und nahm eine Kiste Zigarren ohne große Umstände.

So gab es nur ein paar Telefongespräche. Dann saß man abends in Herrn Adams Villa und aß gut und rauchte vor allem gut. Den Rest besorgte Kamenz mit Präzision.

„Was habe ich gesündigt?“ fragte sich Josip Perowitsch immer wieder. „Gerechter Gott, was habe ich gesündigt? Hundebisse sind nichts, blutende Wunden sind nichts – schlimm aber ist die Kälte!“

Der Zug, in dem er sich befand, rollte über Bergpässe und durch tiefe Talklünfte. Durch das kleine, längliche und mit Stacheldraht vernagelte Fenster des geschlossenen Güterwagens, der mit Menschen vollgestopft war, schlug die Berges- und Flußkühle herein.

„Nein, Knochenbrüche sind nichts, Schwären sind nichts – das Übel aller Übel ist für einen hungernden Menschen die Kälte. Gerechter Gott! Habe ich doch einen notleidenden Bruder übersehen, als es mir gut ging? Du weißt, gerechter Gott meiner Väter, daß ich gern gegeben habe. Nicht nur den Bettlern aus meinem Volk, an den großen, heiligen Festtagen Israels, sondern auch Kroaten und Serben, Christen und Mohammedanern. Was habe ich gesündigt? Denn gesündigt muß ich doch haben! Alles

muß bezahlt werden – noch auf dieser Erde! Wie oft habe ich es meinen Vater sagen hören. Ich will ja büßen, wenn ich gesündigt habe – aber zeige mir meine Sünde, gerechter Gott!“

Der Zug ratterte, stampfte gleichförmig, verlangsamte seine Fahrt unter Bremsenkreischen, stand stundenlang irgendwo still, ruckte grob wieder an, polterte über Brücken, schnaufte durch Schluchten, heulte hinweg über hohe Ebenen. Und ständig schlug die eisige Nacht herein. Hin und wieder schrie einer, ein Kranker phantasierte. Trotz des offenen, stacheldrahtvernagelten Fensters herrschte in dem engen Wagen ein furchtbarer Gestank, der immer unerträglicher wurde.

Als der Morgen endlich graute, hielt der Zug auf einem weiten Verladebahnhof einer unbekanntenen Stadt. Es war jetzt still im Wagen. Die Stille kam aus der Spannung der Menschen, die mit offenen Mündern dastanden, damit ihnen keines der Flüsterworte der am Guckfenster Stehenden entging. Josip betete.

„Vater, zeige mir meine Sünde! Gerechter, sei barmherzig! Ich kann meine Sünde nicht sehen. Ich will büßen – aber laß mich wissen, warum ich es muß!“

Einen Trunk Wasser mußte man doch haben nach so langer Zeit, ein Stück Brot. Man mußte doch einmal heraus dürfen, um die Notdurft zu verrichten. Das konnten Menschen bei aller unbegreiflichen Feindschaft doch Mitmenschen nicht verwehren. Wieder betete Josip.

Da hörte man Stimmen. Irgendwo wurde gesprochen. Josip verstand die deutsche Sprache. Sein Vater hatte Deutsch gekonnt. Auch sein Großvater. Hatte man doch unter Österreich gelebt.

Plötzlich setzte sein Herz aus – um dann rasend zu schlagen. Er glaubte seinen Namen gehört zu haben. Wenig später lächelte er bitter. Es ging wohl auch bei ihm los! Die Nerven! Es war zuviel. Warum sollte man ausgerechnet seinen Namen sagen – tausend Menschen waren vielleicht im Zug, zweitausend. Und sie alle hatten Namen. Und wenn wirklich sein Name gefallen war – es mochten andere denselben Namen haben!

Und doch glühte in ihm ein Hoffnungsfünkchen, eine winzige, wahnsinnige Hoffnung.

Josip hatte sich jedoch nicht getäuscht. Jetzt wurde sein Name laut gerufen: „Johsib Pehrowitsch aus Agram!“

„Hier!“ schrie er. „Hier!“

Schritte nahten. Ein Schlüssel knirschte in einem Schloß.

Quietschend und unter Flüchen wurde die schwere Tür des Güterwagens um einen Spalt geöffnet, groß genug, daß ein Mensch dadurch ins Freie gelangen konnte.

„Pehrowitsch, ’rauskommen! Aber daß sich ja kein anderer einfallen läßt, mit herauszukommen! Los!“

Mühsam arbeitete sich Josip durch die Menschen im Innern des Wagens nach dem grauen Türspalt. Die Beine waren ihm wie tot, die Schultern schmerzten, im Nacken stach es. Der Leib tat ihm weh, er hätte schon lange seine Notdurft verrichten müssen und hatte alles mühsam verhalten.

Jetzt war er an dem Türspalt. Er sprang auf ziemlich tief liegenden Eisenbahnschotter und fiel der Länge lang um.

Ein Uniformierter, wohl ein Polizeibeamter, packte ihn unter den Armen und mühte sich, ihn auf die Beine zu stellen.

„Fehlte bloß noch, daß sich der Herr Popowitsch was gebrochen hat“, sagte er zu einem zweiten Beamten. „Was mögen se denn mit dem vorhaben. Ist wohl ’n ganz Schwerer, was?“

Ein Offizier trat hinzu.

„Sie sind Johsib Pehrowitsch aus Agram, von Beruf Tabakspezialist?“ fragte er kalt.

„Ja, Herr.“

„Kommen Sie! Köhler, der Mann blutet am Kinn?“

„Er ist beim Aussteigen hingefallen, Herr Oberleutnant!“

Der Offizier sah den Soldaten kühl an.

„Wahrscheinlich hatten Sie Glück, Köhler! Hätte der Mann sich das Genick gebrochen, dann hätte ich für das Ihre keinen Pfifferling gegeben. Schließen Sie den Wagen vorschriftsmäßig!“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“ schnarrte der Köhler genannte Soldat, sicher ein kommandierter Hilfspolizist, dessen Gesicht in der Morgendämmerung plötzlich eigenartig käsig aussah.

„Kapierst du das, Ernst?“ fragte er, als sich der Oberleutnant mit Josip nach einer Verladerampe entfernt hatte, wo zwei Männer

in Zivil warteten. „Gibst du 'nem Juden wirklich mal was zu saufen, dann kommste an den Pfahl. Hebst du ihn nicht hilfsbereit aus dem Salonwagen, so daß er sich ein Wehwehchen zuzieht, dann drohn se dir auch. Du, ich glaube, wir müssen das noch mal teuer bezahlen und werden gar nicht wissen, warum.“

„Das is 'n Großer, Hans! Einer mit Sippchaft in Amerika – da drohn se mit Gegenmaßnahmen. Wer weiß, wer das ist!“

„Da kannste recht haben.“

Inzwischen hatte der Polizeioffizier die beiden wartenden Zivilisten erreicht.

„Herr Pehrowitsch aus Agram, Tabakspezialist“, sagte er.

„Von der ehemaligen Firma Brancowitch?“ fragte der eine.

„Ja, Herr.“

„Bitte, steigen Sie in den Wagen ein.“

Ein Chauffeur öffnete die Türen eines großen schwarzen Personenwagens, der hinter einem halbzerstörten Ziegelhaus stand. Josip mußte hinten Platz nehmen, einer der beiden Männer setzte sich neben ihn. Der andere schob sich neben dem Chauffeur in den Wagen.

„Ach bitte – austreten, trinken!“ sagte Josip leise, als der Chauffeur auf den Anlasser trat.

„Wie bitte? Ach so, ja! Gleich! Wir fahren erst ein Stück. Nur einige Minuten. Dann können Sie selbstverständlich austreten und auch etwas trinken.“

Der Fahrer fuhr sehr schnell, so daß Josip in den Kurven gegen seinen Nebenmann gedrückt wurde.

In einem Ort, eigentlich nur einer Reihe von Häusern rechts und links von der geteerten Straße, stand ein Haus mit einer halbverwaschenen Aufschrift. „Hostinec“ stand da. Josip sah es. Er wußte, daß es dasselbe bedeutete wie „Gostionica“, also „Gasthaus“. Und er wußte, was er schon vermutet hatte: Er befand sich im Lande der Tschechen. Die Stadt, in welcher der Güterzug gehalten hatte, war wohl Praha gewesen.

Auf ein Zeichen des neben ihm Sitzenden hielt der Fahrer.

Aus dem Gasthaus trat ein älterer Mann. Man sah, daß er bei

der Morgentoilette gestört worden war. Er bemühte sich, seine Unruhe zu verbergen und ein freundliches Gesicht zu machen.

„Wir haben hier nichts, bittschön, die Herrschaften – leider!“ sagte er.

„Ist auch nicht nötig. Etwas Wasser zum Waschen und eine Toilette haben Sie aber?“

„Bittschön, ja!“ sagte der Wirt dienernd.

Der neben dem Fahrer sitzende Zivilist stieg aus und zeigte dem Wirt einen Ausweis. Der Wirt dienerte wieder.

„Bittschön, die Herren! Sie können etwas haben – von mir persönlich!“

„Na, sehn se!“ sagte der Mann und steckte den Ausweis wieder ein. Und nach dem Wagen gewandt sagte er: „Kommen Sie, Herr Pehrowitsch!“

Josip stieg aus. Sie gingen dem Toilettenschild nach. Sein Nachbar begleitete ihn bis an den Abort und blieb vor der Tür stehen. Unter einem Wasserhahn konnte Josip sich waschen. Das Wasser war eiskalt, kam wohl aus Waldbergen. Die Kälte schnitt ihm in die Haut. Aber Josip wußte: wenn er sich gründlich gewaschen und abgerieben hatte, würde er warm werden. Und es hatte doch geklungen, als sollte er auch etwas zu essen bekommen.

Als der Zivilist die Tür zur Toilette öffnete, um nach Josip zu sehen, sah er, wie dieser sich mit einem schmutziggrauen Taschentuch rieb.

„Hallo, ein Handtuch!“ rief er laut.

Der Wirt brachte es.

„Hier, reiben Sie sich trocken.“

Josip tat das grobe Tuch wohl.

„So, und nun kommen Sie. Wasser brauchen Sie hier nicht zu trinken. Es gibt sicher etwas anderes!“

Josip hatte beim Waschen schon gierig getrunken.

Es gab etwas. Hastig trank Josip einen Kaffee-Ersatz und verbrühte sich Zunge und Gaumen. Dann traute er seinen Augen nicht: Auf einem Teller lagen zwei dicke Brotschnitten, die mit Zwetschgenmus bestrichen waren. Und ein Butterbrot mit einem Stück Käse.

Am liebsten hätte er jetzt nur eine Schnitte gegessen und die andere eingesteckt. Aber da sagte schon sein Begleiter: „Sie dürfen sich ruhig satt essen. Sie werden nicht zu hungern brauchen! Auf Sie wartet Mittagessen! Na, merken Sie nun, daß alles bloßes Gerede ist – daß wir nicht die Barbaren sind, für die uns die anderen immer ausgeben?“

Josip sah ihn dankbar an, sichtlich erleichtert.

Er aß. Sein feiner Gaumen, wiewohl jetzt verbrüht, spürte dennoch: Sie hatten es nicht verstanden, aus reifen Pflaumen eine wohlschmeckende Marmelade zu kochen. Aber es war ja Krieg. Sicher hatten sie wenig oder keinen Zucker gehabt, und sie hatten die wurmstichigen Früchte nicht wegwerfen können. – Er wurde satt und verspürte das wunderbare Gefühl der Wärme in sich.

„Hier! Man kann ja einen Tabakspezialisten schließlich nicht ohne Tabak lassen – das wäre ja sadistisch!“ sagte lachend der andere seiner Begleiter und reichte Josip vier Zigaretten. Josip nahm eine, klopfte den lockeren Tabak auf seinem Daumennagel fest und sah seinen Begleiter an. Der begriff sofort. Er reichte ihm Feuer aus einem Patentfeuerzeug, das unangenehm nach gewöhnlichem Autobenzin roch. Die ersten Züge waren Josip ein Greuel. Benzin und minderwertiger Tabak! Aber die weiteren Züge entschädigten ihn. Es war richtiger Tabak. Zwar hatten sie unreifen Abfall verarbeitet, der obendrein kaum fermentiert war – aber es war Tabak. Ein ganz klein wenig mazedonischer Tabak war hineingemischt, das spürte er.

Sie fuhren weiter, nachdem der Mann mit dem Ausweis den Wirt bezahlt hatte. Es ging auf blaue Berge zu. Das Land, das draußen vorbeiflog, wäre heiter und freundlich zu nennen gewesen, hätte Josip nicht hin und wieder die Gesichter von Menschen gesehen. Die Leute sahen in gefühlloser Kühle, hinter der sich siedender Zorn verbarg, auf den Wagen. Männer mit Schirmmützen, Frauen mit Kopftüchern, scheue Kinder, die sich in Sicherheit brachten. Hin und wieder kam eine Brücke, die von Männern in gescheckten Uniformen bewacht wurde. Es waren meist junge Burschen, die das Zeichen des Schreckens, den Totenkopf, trugen, rauchten und lachend Reihen von weißen Zähnen zeigten.

Dann gelangte man an einen größeren doppelten Schlagbaum, in einem Tal, das steil aufragende Waldberge begrenzen und wo ein stattlicher Fluß dahinströmte.

Josip hörte, wie der Mann neben dem Fahrer „Sonderauftrag“ sagte, und sah, wie er Papiere vorzeigte. Die Beamten lasen einen Zettel und legten dann grüßend die Hand an die Mützen.

Es ging nun immer neben dem Fluß her. Das Tal erinnerte Josip an heimatliche Landstriche, nur daß hier der Wald reicher und saftiger war als die spärlichen heimatlichen Gehölze. An dem Fluß lagen Dörfer und Städte, die Eisenbahnschienen begleiteten die Landstraße. Das Land wurde milder, statt der Berge sah er Höhenzüge. Dann tat sich die Landschaft endgültig auf. Eine ziemlich große Stadt zeigte ihre Silhouette: Türme und Schornsteine. Der Fluß – sicher war er gestaut – glänzte wie ein breites silberweißes Band.

Man fuhr jedoch nicht in die Stadt hinein, sondern durch einen ihrer Vororte, und war bald wieder auf der Landstraße.

Endlich gelangte man an einem kleineren Fluß in ein Städtchen, das von einer Burg gekrönt war, und wenig später hielt der Wagen vor einem Tor, über dem etwas stand.

Als Josip ausgestiegen war, wußte er augenblicklich, wo er sich befand. Das war eine Tabak-Tvornica – eine Fabrik, wo man Tabak verarbeitete. Fast war ihm wohl ums Herz. Das war ja seine Welt. Und er machte sich seinen Reim: Man wollte seine Kenntnisse. Man wollte ihn als Arbeiter – als Spezialisten. Seinesgleichen gab es selten. Er würde es nicht schlecht haben. Denn man kann ja einen Tabakriecher nicht peinigen und zugleich seine Arbeit, die eine hohe Kunst ist, von ihm verlangen!

Wie er so dastand, sah er sein Haus. Vor seinem Auge stand es – in der Sonne, der herrlichen Sonne des Heimatlandes, die einen Menschen so durchwärmt, daß er an kühlen Tagen von einem Sonnenvorrat zehren kann. Janja. In dem Haus war seine Janja! Jetzt zog es Josip doch die Brust zusammen vor Schmerz. Wo weilte sie jetzt, Janja? Sie hatten sie nicht angetastet, als sie kamen, ihn abzuholen wie all die vielen anderen seines Volkes und Glaubens. Janja war ja Kroatın, Kind einer angesehenen

Agramer Familie. Sie hatte sich die Gemeinschaft mit Josip erkämpft und war in seine mosaische Glaubensgemeinschaft eingetreten. Darauf hatte sich ihre Familie von ihr losgesagt. Das heißt, nicht alle hatten das getan. Ihre jüngere Schwester Miroslava war ihr treu geblieben. Und in dem Sonnenhaus in Agram war Lav geboren, der einzige Sohn. Leider das einzige Kind! Janja hatte nach schwerer Geburt nicht wieder empfangen können. Und Lav war groß und hatte die hübsche, fröhliche Marica geheiratet. Und Marica hatte Stana geboren, das Mädchlein. Und Lav hatte die Tabaknase des Vaters geerbt. Als der Chef nach Amerika gegangen war, hatte er Lav und Josip geschrieben. Sie sollten schleunigst hinüberkommen. Lav war dem Rufe gefolgt, aber Josip und Janja hatten sich nicht von ihrem Sonnenhäuschen trennen können. Nun hatte Lav in Amerika sein eigenes Haus im Grünen und ein großes, glänzendes Auto.

Josip überlegte. Irgendeiner mußte von ihm wissen – hier in diesem Ort. Sonst hätten sie ihn in Praha nicht aus dem Güterzug herausgeholt. Gerechter, heiliger Gott – du erhörst Gebete! dachte er halblaut. Hilf den anderen! Die fahren in den Tod! Denn wenn sie nicht in den Tod führen, dann hätte man ihn ja am Ziel der Reise abholen können! Oder hatten sie nur verhindern wollen, daß er während des Transportes Schaden nähme? Sie hatten ja schon einen Toten aus dem Wagen herausgeholt, weit vor Praha. Wahrscheinlich! Denn so viele Menschen konnte man doch unmöglich umbringen – wie wollte man sie denn begraben? Die anderen fuhrn wahrscheinlich in ein Arbeitslager, die Deutschen brauchten sicher jede Hand, wo doch ihre Männer kämpfen mußten – sterben mußten. Denn daß sie in den Russen einen harten, unerbittlichen Gegner gefunden hatten, wußte im Süden jedes Kind.

„Otto Adam – Tabakfabrik“, las er auf einem großen Schild. Gebäude aus roten und gelben Ziegeln standen da. Die Fenster der Tabakböden standen offen.

„Bitte!“

Josip wurde in das Kontor der Fabrik geführt. Es war ein nüchternes Büro. In der Ecke saß ein uniformierter Alter, der einen

verschlafenen, interesselosen Eindruck machte und seinen Gruß nicht erwiderte. Er hatte eine Pistolentasche an einem breiten Ledergurt und stumpfe, zerarbeitete Finger.

Josip durfte sich auf einen Holzstuhl setzen. Ein rundlicher Herr mit glänzend braunem Gesicht trat ein. Auf dem Rockaufschlag hatte er ein Abzeichen mit dem gefürchteten Symbol der Deutschen. Er streckte den beiden Männern jovial die Hände hin.

„Nun, hatten Sie eine gute Fahrt?“

„Ausgezeichnet – die Fahrt! Das andere ist ein Kapitel für sich. Erledigen wir erst das Amtliche, Herr Adam!“ sagte der eine von Josips Begleitern.

Eine ältliche, blasse Stenotypistin spannte einen Bogen in die Schreibmaschine und fragte Josip nach seinem Namen, dem Geburtstag und der Heimatanschrift. Josip mußte ihr die Wörter auf einen Zettel schreiben. Sie tippte sie langsam mit einem Finger ab, worauf sie das Blatt dem neuen Herrn, wohl dem Chef der Fabrik, gab.

„Das sind Sie also“, sagte der Chef zu Josip. „Ja, Herr Pehrowitsch, Sie waren uns bekannt und werden gebraucht. Darum haben wir Sie hierhergeholt – auf Kriegsdauer. Verstehen Sie?“

„Ja, Herr!“

„Herr Adam bin ich!“

„Ja, Herr Adam!“

„Sie erhalten Ihren Tariflohn. Untergebracht werden Sie hier in der Fabrik, das erspart Ihnen weite Wege, ja. Elfriede, füllen Sie mal das hier noch aus. Und dann rufen Sie Groitzsch, damit er Herrn Pehrowitsch in seine Unterkunft führt.“

„Ja, Herr Adam. Herr Groitzsch sitzt übrigens dort, er wartet.“

„Wahrhaftig! Gut, Groitzsch, Sie wissen, wo Herr Pehrowitsch wohnen wird.“

„Jawoll, Herr Adam.“

„Noch etwas? – Nein! Dann möchte ich die Herren bitten!“

Er selbst öffnete die Tür zu dem Zimmer hinter dem Büro, seinem Privatkontor. Einen Augenblick konnte Josip in das Zimmer schauen. Weingläser standen auf einem weißgedeckten Tisch. Herr Adam machte die Tür sorgfältig hinter sich zu.

„So, meine Herren, nun machen Sie sich's noch ein Weilchen bei mir bequem“, sagte er. „Hat ja tatsächlich geklappt wie am Schnürchen. Hat er sich gesträubt?“

„Nicht im geringsten, Herr Adam. Wir haben ihn in Prag erwischt. Er saß bereits im Güterzuge –“

„Wie denn?“

„Der Mann ist Jude, lieber Herr Adam!“

„Was?“

„Daran ist nichts zu ändern. Aber eine Weile werden Sie ihn schon behalten dürfen.“

„Das habe ich nicht gewußt!“

„Was wir Ihnen ohne weiteres glauben – er sieht auch gar nicht so aus. Freilich, im Südosten weiß unsereiner nicht, was einer ist. Aber eine Zeitlang werden Sie den Mann sicher haben. Nützen Sie die Zeit!“

„Ich möchte nichts verlangen, was ich im Interesse des Ganzen nicht verlangen darf“, sagte Herr Adam.

„Machen Sie sich jetzt keine Sorgen, lieber Herr Adam. Kommt Zeit, kommt Rat!“ sagte einer der Gäste und sprach dem Weine zu.

Während die drei dann rauchten und in Optimismus machten, führte der bärbeißige alte Fabrikwächter Groitzsch Josip in sein Quartier, eine längliche, enge Kammer über der Dienststube der Wachleute, die über eine steile, knarrende Treppe zu erreichen war. Das winzige Fenster hatte außen ein Stacheldrahtgeflecht, konnte aber auf- und zugemacht werden. Ein Spind stand da, ein kleiner Tisch und ein Schemel. In der Ecke ein hölzernes Barakkenbett mit zwei grauen Pferdedecken, die nach einem Desinfektionsmittel rochen. Darunter blaukarierte Bettwäsche.

„Den da hat der Chef 'reinhängen lassen!“ sagte Groitzsch vor dem offenen Spind. Darin hing ein Anzug aus grobem, flauschigem Stoff, wie ihn die Fremdarbeiter trugen. „Passend machen mußte ihn dir selber! Unser Maßschneider hat gerade Urlaub!“ Er grinste und kicherte.

Auch einige Hemden und Unterhosen lagen da. Außerdem standen da ein Paar Holzschuhe in der Ecke.

„Kannst ruhig sagen, was de so noch brauchst, der Chef is nich so. Der Lokus is unten, auch der Wasserhahn. So, das wär's! Und dann gebe ich dir 'nen guten Rat: Mach keen Mist und bleib scheen hier! Unsereener möchte niemanden dotschießen. Die andern wissen das. So, un nu mach's gut!“

Josip war allein und sah sich um. Der Raum war nackt und jämmerlich. Aber verglichen mit den Sammelunterkünften in Agram und Belgrad oder gar dem Güterwagen war das eine komfortable Wohnung. Und ganz allein für sich war er. Und ein Bett für sich hatte er! Und sicher bekam er sein Essen!

Er wurde nachdenklich. „Gerechter Gott“, betete er, „ich danke dir, daß du mich erhört hast. Erhöre auch die anderen, meine Brüder. Sei mit Janja, sei gut mit ihr! Und sei mir nicht böse, wenn ich alles esse, was sie mir geben. Ich habe Hunger. Laß Janja nicht hungern.“

Lange war Josip nicht allein. Jemand kam die Treppe herauf. Von der Bewegung wackelte die eine Wand der Behausung. Ein Mann trat ein, ohne anzuklopfen. Er sah aus wie ein Arbeiter. Ein deutsches Gesicht ohne Besonderheiten, jedoch auch ohne das Herausfordernde, das Josip so oft bemerkt hatte. Der Mann hatte etwas Gequältes im Gesicht.

„Tach, Pehrowitsch – so heißt du doch? Bringe die Essenkarte. Ich zeige dir die Kantine und dann den Arbeitsplatz. Der Chef will, daß du gleich anfängst. Aber um fünfe is Feierabend. Also komm!“

Weit hinten auf dem Fabrikgelände – es ging über verschlammte und ausgefahrene Wege – lagen einige graue Baracken. An der auf Leinen hängenden Wäsche erkannte Josip, daß dort Frauen wohnten. Aus seiner Heimat konnten sie nicht sein; da war das Äußere, was Frauen trugen, bunt und noch einmal bunt, bei aller Armut.

Sie betraten einen Barackenraum, in dem es nach Desinfektionsmitteln und Essen roch. Josip mußte an einer Luke seine Karte vorzeigen. Eine Marke wurde abgetrennt. Dafür bekam er einen tiefen Teller Kohlrüben Gemüse mit Tunke. Er setzte sich und aß. Es schmeckte abscheulich, fad für seine Begriffe. „Ich muß essen“,

zwang er sich, „ich muß alles essen, wenn ich Janja wiedersehen will. Ich danke für dies Essen, gerechter Gott. Ich danke dir, daß ich lebe und arbeiten darf.“

„Ich warte dann draußen!“ sagte der Mann, der ihn geführt hatte. „Ich heiße Pöhner. In zehn Minuten bist du draußen, ja? Du verstehst mich doch?“

„Ich verstehe deutsch – und ich, ich heiße Josip“, sagte Josip.

„Zu mir kannst du August sagen oder Pöhner, is mir gleich. Josip – das is Josef bei euch, was?“

„Ja.“

„Aber mir klingt das gut – Josip!“ sagte Pöhner.

Josip aß seine Kohlrüben. Aß sie wie ein Mensch, der etwas isst, wenn er Schnupfen hat – ohne zu schmecken. Er schlang, um den Geschmack nicht spüren zu müssen. Merkte, wie ihm die Kohlrüben schwer im Magen lagen. Es war lästig – aber die Gewähr, daß er leidlich bei Kräften bleiben würde. „Immer kann es das ja nicht geben“, dachte er bei sich.

Er stieß auf Pöhner, der vor der Baracke mit ein paar älteren Tabakarbeiterinnen sprach.

„Ach, da kommt unser Neuer, unser Josip – los, an die Arbeit, Kinder. Komm mit, Josip!“

Er schloß eine Lagerhalle auf. Da lagen Tabakballen. Sie rochen nicht gut – faulig.

„So, das ist hauptsächlich dein Arbeitsplatz. Viel Zeug da, von dem man nichts Genaues weiß. Aber wir sollen das Beste daraus machen. Unsere Landser rauchen ja alles, aber ein bißchen gut schmecken soll es ihnen auch, haben ja weiter nichts. Der Chef sagt, du kennst alle Tabaksorten. Mach doch mal 'ne Probe – bloß für mich. Was ist 'n das hier für Zeug?“

Er wandte ein Stoffetikett um, das halb abgerissen war, so daß man die Aufschrift – sie war außerdem kyrillisch – nicht sehen konnte.

Josip lächelte, als er den braungelben Ballen sah. „Hier brauche ich die Nase gar nicht erst“, mochte er denken, „diesen Tabak erkenne ich gleich an den Blättern. Strumatal, Hauptgut.“

„Strumatal!“ sagte er laut.

„Ja! Und welches Jahr?“

„Zweijährig wird er sein!“

„Mensch! Haargenau! Und du hast das Schild wirklich nicht gesehen? Nein, du kannst es ja nicht gesehen haben! Du bist also wirklich ein Wundertier. Ja, da verstehe ich auch, daß sie dich nicht zu Hause gelassen haben. Da können wir gleich anfangen mit der Beuteware. Gerlach – das war gewissermaßen dein Vorgänger – hat es ja nun im Kopfe, er ist uralte, wir wissen nicht aus und ein, haben alles durcheinandergemixt, und dann war es auch danach. Also, schreiben wir erst mal auf – du kannst doch unsre Schrift? Oder schreibst du die komische Spiegelschrift?“

„Ich schreibe so.“ Er schrieb seinen Namen.

„Gut! Is gut!“ sagte August Pöhner.

Am Abend erhielt Josip in der Kantine graues Brot, wäßrige Marmelade und etwas ranzige Butter, zu der man „Butterschmalz“ sagte. Er war sehr müde und verspürte keinen Hunger. Die Kohlrüben stießen ihm auf. Einige Tabakblätter hatte er in die Tasche gesteckt, Feuer bekam er von Pöhner, der dabei den Finger auf den Mund legte, und so schmauchte er in seiner Unterkunft die erste selbstgedrehte Zigarette. Er legte sich früh ins Bett, dachte an Janja und sagte einige liebe andere Namen her, betete und schlief ein. Er schlief so tief, daß er den Fliegeralarm der Nacht überhörte.

„He, bei Alarm geht's in die Laufgräben!“ knurrte am nächsten Morgen Groitzsch. Aber er sagte weiter nichts. Ihm war wohl eingefallen, daß er dies dem Fremden nicht eingeschärft hatte.

Herr Adam verspürte ein widerliches Gefühl im 'Magen. Er hatte sich gefreut, den Perowitsch bei sich im Betrieb zu haben – und jetzt entpuppte sich der Tabakriecher als Jude! Wer hätte auch an so etwas denken können? Die Juden sind doch Handelsleute und niemals richtige Arbeiter! Mahlzeit! Nun hatte er den Kladderdatsch! Wie man's machte, war es verkehrt. Er mußte schleunigst mit seinem Sohn Kurt und mit Schaller sprechen. Wenn Schaller plötzlich versetzt wurde und Kamenz dann die Sache über Nacht ganz anders sah – daß es das gab, war Herrn Adam nur zu gut

bekannt –, war er der Dumme. Neider hatte man immer, und die sagten einem dann vielleicht nach, man habe einen Juden untertauchen lassen wollen.

Herr Adam verspürte einen unangenehmen Druck in der Magen-
gegend, und die Handflächen wurden ihm immer wieder feucht.
Er sprach mit Kurt.

„Sprich sogleich mit Schaller und am besten auch mit Kamenz, auch wenn sie es schon wissen!“ sagte Kurt. „Sag ihnen, wenn zu große Schwierigkeiten entstehen, soll der Jude gern wieder verschwinden. Seltsam: In der praktischen Verarbeitung sind so wenig Juden gewesen. Nein, dich trifft wirklich keine Schuld, du konntest das nicht wissen, Vater.“

Schaller sagte etwas Ähnliches: „Du wußtest es nicht, Otto, und damit gut. Sie hätten ihn ja im Zug lassen können. Beruhige dich, Kamenz weiß ja doch sicher alles. Er muß dir eine Sondergenehmigung zur Beschäftigung des Tabakfritzen ausstellen. Es läßt sich alles machen.“ Und augenzwinkernd setzte Schaller hinzu: „Wer Jude ist, bestimme ich!“

„Ja, er ist ja wirklich ein Wunder, der Mann“, sagte Herr Adam, „man ist fasziniert von seinem Können, man denkt an nichts anderes. Vorzüglich gearbeitet hat er, wir hätten ohne ihn nie Ordnung in das Beutelager bekommen. Schade!“

„Na ja, nimm's nicht zu tragisch. Gib mir eine Kiste Schwarze für Kamenz oder zwei – und dann bringe ich dir den Zettel mit der wichtigen Unterschrift.“

„Dafür kriegst du auch Schwarze.“

„Ich möchte lieber Blonde!“

Herr Adam geriet jedoch wieder ins Grübeln; man kam ja aus der ewigen Grübelelei nicht heraus in diesen Zeiten. Ließ er den kroatischen Josip, der ein Jude war, seinen Tabak verarbeiten und mischen, dann konnte er eine Ware liefern, die unter dem vielen Schund durch ihre friedensmäßige Güte auffiel, so daß man ihn gern weiterarbeiten lassen würde. Schob er ihn ab, dann würde er Schund ausstoßen wie die anderen, Landsertabak, und landete wahrscheinlich bald selbst unter den Landsern. Auf jeden Fall war Kurt dann nicht mehr zu halten, die Freistellungen wur-

den immer schwieriger. Glücklicherweise hatte Kurt etwas Rheuma im rechten Knie. Aber zu einem simplen „Arbeitsverwendungsfähig Heimat“ reichte das nicht.

Bei der Schilderung des Herrn Adam bin ich, der Schreiber, nun doch etwas erschrocken. Der Leser könnte den Eindruck haben, es handle sich um einen – nun, sagen wir, unangenehmen Menschen. Herr Adam war kein Sonderfall. Und um der Wahrheit und Ehrlichkeit willen muß ich hier einfügen, daß er in der abendlichen Stille, wenn er seine Schnellhefter beiseite gelegt hatte und ein Gläschen Hennessy trank – Beuteware aus Frankreich, getauscht gegen Tabak –, ganz andere Gedanken haben konnte. Nämlich, daß er sich vor sich selbst ekelte. War seine Füchsigkeit seiner nicht unwürdig? In der Stadt war er eine der Stützen der Gesellschaft. Mehrere Stiftungen trugen seinen Namen – vom Vater her. Mußte er nicht in allem ein gutes Beispiel geben? Das Volk war in Not. Was da gekommen war, hatte er nicht geahnt und auch nicht gewollt. Aber war er ganz schuldlos daran? Und den Juden hätte man einen Denkartel geben können – aber was man da so flüsterte, nein, das konnte nicht wahr sein. Wenn es stimmte, dann lehnte es Herr Adam ab – in seinem Innern. – Er mußte auch an das Stadtgespräch der letzten Tage denken. Sie hatten den nicht mehr jungen Pfarrer eingezogen, einen Mann mit einem kleinen Rückgratfehler, Vater von vier Kindern. Nun ja, der hatte auf Niemöller und seinen Anhang geschworen. – Herr Adam war sich auch dessen sicher, daß man nicht gut über ihn und seinen Sohn Kurt sprach. Er hörte es förmlich: „Der Alte spickt sie mit Zigarren! Darum ist der junge Adam noch immer hier!“

Und dann kam das Schwerste: Der Krieg sah nicht gut aus!

Wer hätte das von den Russen gedacht!

Aber was half es! Er mußte weiter schaffen, den Kopf kühl behalten, sich und die Seinen erhalten – überleben!

Hans schrieb so sonderbare Briefe. Er war jetzt an der Westfront –

Nein, es mußte gehen. Er durfte nicht matt werden –

Plötzlich faßte er mit beiden Händen nach den Rockaufschlägen. Das war eine seiner charakteristischen Bewegungen, wenn ihm etwas einfiel. Und ihm fiel jetzt etwas ein.

„Ich werde in aller Form schreiben: Der Mann ist ein Notbehelf, es wird danach gestrebt, ihn wieder abzugeben. Wir werden alles in die Wege leiten, ihn selbst Ersatz heranbilden zu lassen.“

Herr Adam wußte jedoch, daß er zur Zeit keinen vollwertigen Ersatz haben würde – daß es keinen Menschen gab, der dafür in Frage kam. Willi Abel! Ja, der wäre der geeignete Mann gewesen! Aber er stand schon lange im Felde –

„Du siehst schlecht aus, Otto!“ sagte Frau Elsa, als sie am Abendbrottisch saßen und Reis und ungarisches Pörkelt aßen.

„Elsalein, es ist Krieg!“ entgegnete er.

„Dieser schreckliche Krieg“, seufzte Frau Elsa. Und plötzlich fragte sie ihn mit weitgeöffneten Augen: „Aber wir gewinnen ihn doch, Otto?“

„Das steht außer jedem Zweifel! Sie lassen die Feinde nur näher heran. Dann wird die Wunderwaffe eingesetzt – sie soll grausige Wirkung haben!“

Noch immer kam Tabak herein. Josip hatte zu tun. Er strengte sich bei seiner Arbeit nicht an. Seine Nase und sein sechster Sinn, der Tabaksinn, besorgten alles. Herr Adam hatte einen Blechofen in seine Unterkunft stellen lassen. Kurt hatte ihm bedeutet, der Mann dürfe sich keinen Schnupfen holen. Josip heizte den Ofen mit Holzabfällen und Bruchbriketts.

Er wunderte sich, daß die Deutschen noch immer so viel Tabak hatten. Es war sogar solcher darunter, zu dem sie keinen Zugang hatten. Der mußte über das neutrale Ausland eingehandelt worden sein. Und man machte alles in der Fabrik – Rauchtobak, Zigaretten, Zigarren. Früher hatte man sich immer spezialisiert, das war am rentabelsten. Die Truppe sollte gut versorgt werden. Und in der Heimat saßen die Leute nachts in den Kellern und froren. Eine Zigarette wirkte da Wunder.

Unter den Fremdarbeitern – Tschechen, Russen – war ein lebhaf-

ter heimlicher Tauschhandel mit Tabak im Gange. Es war bei schwerer Strafe untersagt, Tabak zu entwenden – aber wer wollte das feststellen und verhindern? Auch Zündhölzer kamen immer wieder herein. Viele hatten Feuerzeuge, und Benzin ließ sich immer irgendwo zapfen.

August Pöhner hatte zu Josip gesagt: „Wenn du Appetit hast, dann rauche. Aber tu es öffentlich, mit einem Stück Papier und einem Bleistift in der Hand. Dann sieht es aus, als ob du arbeitest. Und sei vorsichtig, wenn du jemandem etwas gibst!“

Josip fiel auf, daß August Pöhner oft hustete. Es war nicht der gewöhnliche Erkältungshusten, sondern der gefürchtete Tabakhusten der Fabriken. Tabakstaub! Der ist nicht gut für die Lunge. Die erste Zeit war Josip sehr vorsichtig gewesen. Er war überhaupt unsicher. Fürchtete, es könnte eines Morgens sein Name aufgerufen werden – und er müsse wieder den Zug besteigen. Dieser Zug quälte ihn in seinen Träumen. Und bald stand Janja mit rotgeweinten Augen an seiner Pritsche und rief ihn beim Namen. Bald lag er im Bett neben ihr – und es dröhnten Schläge gegen die Haustür. Und mitunter stand er am Ufer eines großen Wassers. Am jenseitigen Strand standen Lav, Marica und die kleine Stana. Sie riefen: „Spring doch herüber, Vater!“ Er sprang – ins kalte Wasser – und erwachte schweißgebadet. Mitunter war er froh, wenn nachts die Sirenen ertönten und er in den Schutzgraben mußte. Da waren die Russen und die Tschechen, Männer und Frauen, und er verstand vieles von dem, was sie flüsterten.

Dann wieder dachte Josip: „Mancher Hirt und Kleinbauer in unserm Lande würde mich beneiden. Es ist ja kein Garten Eden, in dem ich hier leben muß. Es gibt keine Bäume, an denen Früchte hängen, die man bloß abzupflücken braucht. Aber hat man schmutzige Wäsche, so gibt man sie am bestimmten Tage ab und erhält neue. Man kriegt einen bescheidenen Lohn und seine Essenskarte. Und manchmal schmeckt das Essen nicht schlecht. Ich weiß nicht, was für Fleisch ich esse – aber der gerechte Gott wird mir vergeben, esse ich Unreines.“ – –

Mit dem alten August Pöhner wurde Josip immer vertrauter. Ein alter Arbeiter – der war bestimmt nicht falsch. Wenn sie ganz

allein im Lager waren, sagte er mitunter Dinge, die Josip an seiner Stelle nicht gesagt haben würde. Etwa: „Lange kann es nun wohl nicht mehr dauern, Josip!“ Oder: „Ist deine Sprache so ähnlich wie die der Russen, Josip?“

Pöhner erzählte von zu Hause. Da konnte auch Josip ihm von Janja erzählen und Lav, von Marica und Stana. Und eines Tages zeigte ihm Pöhner eine abgegriffene Soldatenphotographie. Ein lachender junger Mann war darauf.

„Mein Junge, der Karl!“ sagte er.

„Hast einen hübschen Jungen, August“, sagte Josip.

„Hast? Hatte – hatte, mein lieber Josip! Mein Karl ist gefallen!“ Pöhner sah weg.

„Oh!“ Josip ging dicht an Pöhner heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Armer August!“ sagte er. „Gerechter Gott, was haben wir gesündigt? Was hat August gesündigt – ich kann mir nicht denken, was er gesündigt hat – aber deine Gedanken und Sinne sind himmelhoch über den unseren.“

„Er hat's besser, der Karl!“ sagte Pöhner, während ihm die Backenknochen hervortraten.

„Was weiß einer?“ meinte Josip.

„Ja, was weiß man!“ Pöhner sagte es bitter und laut. „Ja, was weiß man. Das ist es ja, Josip, verdammt noch mal! Da stehen wir hier und zucken mit den Achseln. Du, solange wir mit den Achseln zucken, müssen wir uns alles gefallen lassen, auch daß man uns gegeneinanderhetzt. Ich will nicht, Josip, verstehst du?“

„Sei still, August! Wenn einer hört!“ beschwor ihn Josip.

„Was bist du für ein Mensch, Josip? Wenn du jetzt frei wärest – und könntest mit denen da oben machen, was du wolltest –?“

„Psst, August!“ mahnte Josip. „Weißt du, daß ich Jiid bin?“

„Was bist du?“

„Jiid – Jude!“

„Was?!“

„Ja.“

„Ich denke, du bist Kroat?“

„Jude aus Kroatien. Meine Frau ist keine Jidovka – keine Jüdin.“

„Mensch, Josip! Wissen sie das?“

„Ich glaube, sie wissen es. Sie haben mich aus dem Judenzug herausgeholt und hierhergebracht.“

„Wegen deiner Nase! Josip, danke Gott für deine Nase – wenn du noch an einen Gott glaubst!“

„Ich glaube an den Gott meiner Väter, der uns nie vergißt“, sagte Josip. „Ich könnte nicht sein ohne diesen Glauben – verstehst du das?“

„Er hat euch vergessen, euer Gott. Wenn ein Gott die Seinen vergessen hat, dann der Judengott“, sagte August bitter.

„Er ist allwissend, vergißt nie einen!“

„Nun fehlte bloß noch, daß wir uns über euren Gott stritten, Josip! Du, Kamerad, versprich mir, daß wir uns darüber nie streiten wollen! Für mich gibt es keinen Gott – keinen Judengott und erst recht keinen Christengott. Ich bin damit fertig!“

Sie hörten Schritte und schwiegen.

Herr Adam hatte den bewußten Brief geschrieben. An Kamenz. Über Schaller. Schaller kam, ihn besuchen.

„Vorzüglich, Otto!“ sagte er. „Kamenz läßt dir danken. Er hatte mittlerweile auch Bedenken bekommen, aber so geht es. Um sich zu decken, hat er angeordnet, daß der Tabakriecher alle vier Wochen die Genehmigung bescheinigt haben muß. Weißt du, was er sagte, Kamenz? ‚Das sieht dann nach Korrektheit aus!‘ Und er lachte. Wie geht es sonst?“

„Wie allen, Felix. Man bräuchte etwas zur Aufmunterung.“

„Habe ich – lies das hier!“

„Der neueste Wehrmachtsbericht? Was? Sie haben tatsächlich im Westen einen Vorstoß gemacht? Donnerwetter! Ich sagte es doch immer, das alles ist nur Taktik.“

„Wollen wir's hoffen“, meinte Schaller.

August Pöhners Husten verschlimmerte sich. Es ging nicht mehr. Er ahnte, was der Arzt sagen würde. Tabaklunge! Nun, überraschend kam es nicht – er konnte mal ausspannen. War nicht mehr der Jüngste und freute sich sogar ein wenig darüber.

Er war kaum weg, als sich ein junger Mann in der Fabrik einstellte – einer mit einem Bein und zwei Leichtmetallkrücken. Willi Abel!

Mit großer Geste wurde er von Herrn Adam empfangen, sogar im Privatkontor mit einem Glas Wein bedacht. Natürlich sei er hochwillkommen, man wisse schon, was er arbeiten könne.

Willi Abel hüpfte jetzt oft auf einem Bein in der Fabrik herum und gab sich sarkastisch. Der Sarkasmus paßte nicht zu seinem hübschen Jungengesicht. Er trug die Uniform weiter, mit den Orden und Ehrenzeichen. „Man muß diese Dinge auswerten, solange sie respektiert werden“, sagte er zu seinen Bekannten. „Nach dem großen Sieg werden sie nicht mehr viel bedeuten, dann beginnt der Dank des Vaterlandes.“

Er kam zu Josip ins Tabaklager. Herr Adam begleitete ihn persönlich dorthin.

„Servus!“ sagte er. „Abel heiße ich – nicht Kain! Bin der Erschlagene, nicht der Totschläger!“ Josip stand mit offenem Mund da.

„Willi Abel! Mit wem habe ich die Ehre? Du siehst gerade aus, als wärst du einer von Titos Leuten?“

„Josip Perowitsch, Tabakspezialist von Beruf!“ stellte sich Josip vor. Er redete ein wienerisches Deutsch, das man in der Fabrik im harmlosen Scherz mitunter nachahmte.

„Also Tabakriecher? Donnerwetter!“ scherzte Willi Abel und wippte mit dem Beinstumpf. „Was denkst du wohl, was ich bin? Pulverriecher! Rieche da an einer Granate herum, da geht das Biest los. Fort ist mein Bein. Das wächst nicht wieder, mein Lieber – Josip!“

Natürlich kam, was Josip erwartet hatte: Er mußte dem Jungen seine Kunst vorführen. Das Experiment gelang.

„Du bist ja 'n Fakir, Josip – oder 'n Derwisch. Laß dir bloß ein Futteral für deine Nase bauen, sie ist Gold wert!“

Die beiden verstanden sich trotz des beträchtlichen Altersunterschiedes schnell und recht gut. Josip leitete Willi an, der ein gelehriger Schüler war. Er war großzügig und ohne alle Furcht, brachte Josip oft Zündhölzer von draußen mit.

„Du hast auch eine Tabaknase!“ sagte Josip.

Einmal wurden die beiden mitten in der Arbeit überrascht. Es waren keine Arbeiter oder Lastwagenfahrer, die in den Lageraum kamen, sondern gutangezogene Herren mit glatten Gesichtern und strengen Frisuren. Herr Adam führte sie.

Die fremden Herren erblickten Willi, der ungeniert herumhüpfte. Seine Krücken lehnten an der Wand.

„Wo haben Sie Ihr Bein gelassen, Kamerad?“ fragte einer.

Willi sah ihn an, als verstünde er ihn nicht.

„Ach so“, meinte er dann, „ich habe noch zwei – sie lehnen dort!“

„Na, ich sehe, Sie haben den echten Landserhumor nicht verloren. Das ist unsere Stärke – meine Anerkennung!“

Willi entgegnete darauf nichts. Sie hörten Herrn Adam reden: „Und dies ist unser – kroatischer Spezialist, Josip Pehrowitsch aus Agram.“

„Tja, was es doch alles gibt in der Welt! Muß erst der Krieg kommen, daß man so etwas erfährt. Herr Adam, wir hätten – aus purer Neugierde – mal eine Probe seines Könnens – eine, die auch der Laie kapiert. Vorschlag: Der Riecher geht 'raus, und wir testen ihn mal.“

„Gern, meine Herren. Willi, gehen Sie doch mal mit Josip hinaus – mit dem Pehrowitsch“, verbesserte er sich.

Beide Männer verließen den Raum. Herr Adam führte die Herren an die Ballen, zeigte ihnen die Etiketten, schrieb die Bezeichnungen auf und mischte dann vor ihren Augen etwas in eine hölzerne Schale, die er in den Nebenraum trug.

„Wir haben einen dicken Ordner über den Juden, Herr Adam“, sagte einer der Herren. „Ist für uns nicht die reine Freude. Die Befürwortung durch Kamenz kam uns nicht – wie sagen die Hebräer doch – koscher vor. Einer zuviel an Bord, Sie verstehen. Wollten uns nun mal an Ort und Stelle von dem Wundertier überzeugen – am Ende blufft das Reis vom Stamme Israel.“

„Meine Herren, das wäre unmöglich. Wir haben ein Auge auf den Mann und sind vom Fach. Wir würden uns nie erlauben...“

„Schon gut! Wir müssen uns überzeugen, ehe wir die weitere Beschäftigung genehmigen. Sehen Sie, Herr Adam, vor einigen Jahren war das eine belanglose Sache. Aber jetzt stehen wir mitten

in der Endlösung des Judenproblems, das ist Ihnen sicher bekannt. Man drängt! Da ist so ein einzelner Hebräer wichtig – so unwichtig er sonst sein mag. Ist doch nicht schwer zu kapieren – oder?“

„Verstehe durchaus, meine Herren“, sagte Herr Adam, „verstehen Sie mich nicht falsch. Ich tue, was ich kann, um der kämpfenden Truppe bestes Rauchmaterial zu liefern. Habe Anerkennungen. Aber Befehl ist Befehl. Würde Ihnen den Kerl lieber heute als morgen überlassen – wenn ich seine Nase behalten könnte. Im übrigen ist alles berücksichtigt. Der Versehrte, den Sie sahen, eignet sich ohne Wissen des Juden seine Kenntnisse an.“

„Mann, das ist ja vorzüglich! Unser Kompliment! Schön, wir werden die Genehmigung weiter erteilen, bis Sie uns Mitteilung machen, daß man den Sohn Davids entbehren kann. Aber schnuppern soll er mal, das wollen wir erleben. Auf was die Brüder doch alles verfallen, um nicht ehrlich mit der Hand arbeiten zu müssen.“

Josip wurde hereingerufen. Er roch.

„Pirin“, sagte er. „Letzte Ernte, Mittelgut, etwas Vorbruch beigemischt.“

Die Herren sahen auf den Zettel. Es stimmte haargenau.

„Na, dann riechen Sie mal weiter!“ sagte einer. Herr Adam warf ihm einen erschrockenen Blick zu und sah dann zu Josip hinüber. Der aber sah glücklicherweise im Augenblick ganz woandershin. Willi Abel stutzte jedoch.

Als die beiden wieder allein waren, fragte Willi: „Wie denkst du über die Geschniegelten, Josip?“

„Über wen?“

„Über die ‚Herren‘, die uns eben beherrten!“

„Ach“, meinte Josip, „das kennt man doch! Unsereiner ist wie ein Fabeltier, das man bestaunt. Das macht unsere Seltenheit.“

„Hm“, meinte Willi. Und bei sich dachte er: ‚Ich lasse mich fressen, die haben etwas mit ihm vor!‘

Am Tage darauf wurde Willi Abel zu Herrn Adam ins Privatkonto bestellt.

„Willi“, meinte Herr Adam gönnerhaft und väterlich, „ich muß mal mit Ihnen reden. Ich habe gestern den Eindruck gewonnen – und den hatten die Herren vom Tabakgroßhandel auch –, daß Sie sich schon vieles von den Künsten des Josip Pehrowitsch angeeignet haben.“

„Ja, es interessiert mich. Aber seine Nase habe ich nicht. Eine Nase kann man sich nicht aneignen.“

„Aber Sie haben doch immense Kenntnisse erlangt, was die Begutachtung und Verarbeitung des Materials betrifft, nicht wahr?“

„Das kann ich nicht leugnen – Sie wissen, daß ich mich immer für unsere Branche sehr interessiert habe.“

„Der Josip wird schließlich mal wieder in seine Heimat zurückkehren, es handelt sich ja um eine Verpflichtung auf Kriegsdauer. Und dann hätte ich gern jemanden, der sein Nachfolger sein könnte.“

„Aha“, dachte Willi bei sich. „Das wäre ein gutbezahlter Posten?“ sagte er frei heraus.

„Auf jeden Fall! Und Sie hätten zum Lohn die Rente – die natürlich das verlorene Bein nicht ersetzen kann.“

„Das ist nicht dumm, Herr Adam“, sagte Willi und meinte es ehrlich. Er dachte jetzt an sich. „Wirklich nicht dumm! Ich muß ja doch auch für meine Brötchen sorgen. Schnellläufer kann ich nicht mehr werden!“

„Habe mich in Ihnen nicht getäuscht, Willi. Also – lernen Sie! Gucken Sie dem Josip soviel ab, wie Sie nur können. Ich habe schon festgestellt, daß Sie ganz gut miteinander auskommen.“

„Gut, Herr Adam!“

„Das wäre es. Und nun trinken wir noch ein Gläschen!“

„Du, Josip“, sagte Willi wenig später, „was denkst du? Ich soll mal dein Nachfolger werden, wenn du wieder heim zu Janja fährst! Ich habe nur ein Bein – es wäre für mich der richtige Posten!“

Josip strahlte.

„Du hast gute Anlagen“, sagte er, „und wirst es schaffen. Ich will dir alles sagen, was man wissen muß.“

Und nun taten die beiden nicht nur, was die Produktion erforderte, sondern lösten gemeinsam Aufgaben. Herr Adam, der sie einmal überraschte, ging schmunzelnd davon.

Als Schaller ihn aufsuchte und sagte, allzulange würde er den Tabakriecher nicht mehr haben – Kamenz habe es kameradschaftlich angedeutet –, war Herr Adam nicht bestürzt.

„Siehst du, Felix“, sagte er, „man ist ja kein Dummer. Weißt ja mein Vorhaben. Und nun gelingt es in einem Riesentempo. Willi Abel heißt ein Versehrter im Betrieb, der lernt bei dem Juden. Er ist gelehrig wie nur einer. Ein bißchen frech, aber das wird sich geben. Das macht die Front und die Verwundung.“

„Du bist ein Filou, Otto!“ sagte Schaller.

Die ersten Bomben fielen in die kleine Stadt. Sie richteten keinen Schaden an, wühlten nur den Park um das Kriegerdenkmal auf. Aber die Bewohner hörten die Sirenen jetzt mit anderen Gefühlen. Sie hatten nicht geglaubt, daß man teure Bomben auf ihr unbedeutendes Nest werfen würde.

Nahte das Verhängnis?

Flüstern ohne Ende. Wer es konnte, machte sich davon. Aber es konnten nur wenige.

Schaller kam unangemeldet in einer Abendstunde zu Herrn Adam. Er gab sich chevaleresk wie immer, aber als Frau Elsa wegen Migräne ins Bett gegangen war, sagte er: „Otto – wir verlieren diesen Krieg mit Pauken und Trompeten!“

„Was sagst du da, Felix?!“

Herr Adam sprang vom Sessel auf.

„Glaubst du am Ende immer noch an einen Endsieg, Otto?“

„Ja, nein – Felix, das heißt –“

„Alter Junge, wir haben doch immer zusammengehalten. Machen wir uns nichts vor. Falls mir Menschliches begegnen sollte, wie Wilhelm Tell sagt, dann sollst du wissen: Ich bin gern dein Freund und Gast deines Hauses gewesen.“

„Und wir haben dich gern gehabt, Felix.“

Herr Adam konnte darauf nicht einschlafen. Er ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

Was würde werden? – Starb man? Und wie? Unter Bomben? Unter Kugeln? Was würde dahinter sein – hinter dem Tod? Nichts? Dasselbe Nichts, das vor der Geburt lag – oder doch etwas? Er war zwar Christ – Deutscher Christ selbstverständlich –, aber an ein Fortleben nach dem Tode hatte er nie geglaubt – nie glauben können. Es ging nicht.

Oder ging doch alles noch einmal gnädig über einen hinweg? Wenn es doch!

Er wollte ja gern auf alle materiellen Güter verzichten. Auf die meisten jedenfalls. Von unten anfangen. Als der Fachmann, der er war, würde er schon wieder hochkommen. Geraucht würde ja auch nach einem verlorenen Krieg werden.

Halt!

Seine Hände flogen vom Rücken an die Rockaufschläge.

Er stand starr und steif in seinem Arbeitszimmer, starrte nach der Wand, wo sein Vater und Großvater im goldenen Rahmen hingen. Hatte er nicht ein Pfand zum Überleben? Wenn nichts dazwischenkam!

Er mußte auf jeden Fall den Tabakriecher aus Agram behalten! Setzte sich langsam hin und schrieb ein erneutes Gesuch. Der Anlernling sei durch die Amputation sehr behindert und oft unberechenbar, auch bei der fachlichen Arbeit. Er, Adam, bitte dringend, den Josip Perowitsch noch ein, zwei Monate beschäftigen zu dürfen. Er schrieb den Antrag auf seiner kleinen Schreibmaschine mit zwei Fingern. Ohne Kopie.

Als er unterschrieben hatte, schreckte ihn die Sirene auf.

Alarm! Sie kamen! Russische oder englische Flieger.

Elsa und Kurt kamen herunter.

„In den Keller – schnell!“

Sie waren kaum einige Minuten in dem abgestützten Kellerraum, als Bomben fielen. Scheußlich, das Rauschen und Gurgeln.

Schlimmer noch Frau Elsas Schreien. „Erbarmung, Erbarmung!“ schrie sie.

Als Entwarnung gegeben wurde, sahen sie einen Feuerschein, und Herrn Adam waren die Füße plötzlich bleischwer.

Seine Fabrik brannte. – Getroffen! – Aber nur zum Teil.

„Herrgott“, betete Herr Adam, der nicht religiös war, „Herrgott, laß den Juden am Leben geblieben sein!“

Josip Perowitsch lebte. Er war im Laufgraben gewesen. Jetzt beteiligte er sich an den Löscharbeiten. Seine Unterkunft hatte einen Volltreffer erhalten. Wahrscheinlich hatte es den Wächter Groitzsch erwischt. Der hatte Nachtdienst und war nirgends zu finden.

Die Feuerwehr kam. Am Morgen rauchten die Trümmer nur noch. Der Schaden war nicht allzu groß und betraf die eigentliche Produktion kaum.

„Wohin nun mit Josip?“ fragte Willi Abel.

„Wir quartieren ihn in die Abstellkammer neben meinem Büro ein“, entschied Herr Adam.

Kurt Adam warf einen verwunderten Blick auf seinen Vater, der das so schnell, ohne Überlegen, gesagt hatte.

Josip kam in den kleinen Raum.

Aber wenige Tage später sagte Herr Adam: „Es ist hier zu düster und feucht. Sie können Schaden nehmen. Ich habe ein Gartenhäuschen, das steht leer. Sie können es beziehen.“

„So nahe an unserm Haus willst du den Fremden wohnen lassen?“ fragte Frau Elsa. „Hoffentlich brauchst du es nicht zu bereuen. Aber du wirst ja wissen, was du tust!“

„Irgendwo muß er ja vernünftig wohnen – er ist immerhin Spezialist“, sagte Herr Adam. „Und ein Mensch“, fügte er hinzu.

Josip wohnte in Adams Gartenhäuschen.

Er wohnte dort so lange, bis ein lang anhaltender Sirenton die Ankunft feindlicher Panzerspitzen ankündigte: das Signal, dem alles entgegenbangte.

Zu einer Verteidigung des Städtchens kam es nicht, obwohl Fanatiker die einzige steinerne Brücke über den Fluß sprengten, der wenig Wasser führte.

Schaller war aus der Stadt verschwunden. Kamenz desgleichen. Man begab sich mit den Wertsachen und Proviant in die Keller. „Hol den Josip Perowitsch herein!“ sagte Herr Adam zu seinem Sohn Kurt.

„Wie – den Fremden?“ Frau Elsa sah ihren Gatten mit großen Augen an.

„Hol Perowitsch!“ kommandierte Herr Adam nervös.
Josip kam mit seiner Umhängetasche.

Dumpfes Dröhnen – dann endloses, dröhnendes Rasseln.
Der Putz fiel von der Kellerdecke.
Schritte.

Die Kellertür wurde aufgestoßen.

Licht von der Treppe nach dem Hausflur fiel schwach herein.
Herr Adam und die Seinen im Keller sahen einen fremden Soldaten mit einer Maschinenpistole in der Tür stehen. Langsam senkte der Soldat die Waffe und sagte einige kurze Worte, die sie nicht verstanden.

Da trat ihm Josip entgegen – in seiner Fremdarbeiterkluft, die Tasche umgehängt. Er sagte etwas, das sie nicht verstanden. Der Soldat erwiderte etwas. Man schien sich zu verstehen. Jetzt erschien noch ein Soldat in der Tür und noch einer. Schließlich ein Offizier.

Und Josip redete und redete.

Da trat der Offizier in den Kellerraum. Langsam ging er auf Herrn Adam zu. Streckte ihm die Hand hin. Drückte sie mit einer leichten Verneigung.

„Guter Mensch!“ sagte er. Dann reichte er auch Frau Elsa, Kurt, der Hausangestellten Erna und Josip die Hand.

„Sie können gehen hinauf in Wohnung!“

Die kleine Stadt war ohne Kampf besetzt worden. Bürger hatten weiße Bettücher aus den Fenstern gehängt.

Erste Anordnungen wurden ausgerufen und angeschlagen.

In der Stadt flüsterte man:

„Wer hätte das vom Adam gedacht!“

„Was denn?“

„Er hat in seinem Keller einen Juden verborgen gehalten, den sie vergasen wollten. Er hat sein Leben gewagt, einen Juden zu retten.“

Als Willi Abel das hörte – auch er hatte überlebt –, fing er an zu lachen, so daß seiner Mutter angst und bange wurde. So lachte nur ein Irrer.

„Junge, was hast du?“

„Herr Adam hat einen Juden gerettet – hahahaha!“

„Aber es ist doch wahr!“

„Ja, es muß wohl wahr sein. Irgendwie stimmt es ja auch, Muttchen!“ sagte Willi. Und dann sprach er leise, wie für sich: „Mein lieber alter Josip, nun darfst du deine Janja wiedersehen – das ist die größte Freude meines Lebens. Lieber, ahnungsloser Josip! Aber es ist gut so – du wirst nie wissen, warum du eigentlich am Leben geblieben bist. Freue dich, Janja – wenn du noch lebst!“

Man ging an die Beseitigung der Kriegsschäden. Räumte Straßen und Plätze, schüttete Trichter zu, nagelte Bretter vor Löcher und Risse in den Häusern.

Herr Adam erfreute sich der Hochachtung der Bürger, die noch in der Stadt waren. Eine Art Respektsperson war er immer gewesen – als der wohlhabendste Bürger und Mann mit der höchsten Steuer –, aber jetzt brachten sie ihm ihre Sympathien noch deutlicher entgegen.

Herr Adam ging gern stille Wege. Er mußte innerlich verkraften, daß er das Unwetter überlebt hatte. Daß auch alles so gut gegangen war! Kurt hatte Post von seiner Verlobten, die als Nachrichtenhelferin gedient hatte. Und Hans hatte geschrieben. Er befand sich in einem Gefangenenlager in den Alpen und predigte als Lagerpfarrer.

Wenn Herr Adam in die Stille ging, lenkte Frau Elsa ihre Schritte in die Kirche. Dort predigte zuweilen die Pfarrfrau – der Pfarrer war noch nicht zurückgekehrt. Auch ein alter Gemeinschaftsmann war eingesprungen und „machte den Pastor“, wie man im Ort ganz zufrieden sagte.

„Man muß ja so dankbar sein“, sagte Frau Elsa Adam. Sie hatte in ihrem Hause einen „barmherzigen Suppentopf“ stehen und speiste durchziehende abgerissene Wanderer. Sie konnte es, denn

sie hatte immer etwas für die Küche. Tabak war eine Art Währung, Adams konnten vorzüglich tauschen.

Herr Adam war mit sich nicht ganz zufrieden. „Eigentlich müßte man nun wieder langsam der alte werden!“ dachte er. Die Arbeit wartet doch! Vielleicht mußte er mal mit dem Arzt reden?

Er überließ es seinem Sohn Kurt, in dem Betrieb nach dem Rechten zu sehen. Kurt war ja so tüchtig. Und gelegentlich begleitete Herr Adam seine Frau in die Kirche. „Wie gut, daß ich damals nicht ausgetreten bin!“ dachte er und steckte beachtliche Beträge in den Kollektenkasten. Das Dach der Kirche war böse mitgenommen, man mußte sich der Sache mal annehmen. Herr Adam mit seinen Verbindungen konnte manches erreichen. Und das wollte er tun. Bei diesem Gedanken wurde ihm wohler. Es schien, als wäre der tote Punkt überwunden.

In besondere Hochstimmung versetzte die ganze Familie Adam eine Karte, die ins Haus geflattert kam – mit fremden Buchstaben und einem roten Kreuz. Zuerst hatten beide Ehegatten erschrocken geschwiegen, als sie das Schreiben sahen. War etwas mit Hans? Nein, Hans hatte sie nicht geschrieben, die Karte mit dem roten Kreuz. Sie stammte von Josip Perowitsch aus Agram. Er berichtete, daß er gut nach Hause gekommen sei und seine Frau gesund angetroffen habe. Die Freude sei riesengroß gewesen. Und die Karte schloß mit den Worten: „...und so danken wir jeden Abend und jeden Morgen dem gerechten Gott und bitten ihn, daß er hochverehrten Herrn Adam mit Gattin und Kinder segne bis in fernes Geschlecht, von Kind zu Kindeskind. Ihr dankbarer Josip Perowitsch mit Gattin Janja und dankbare Kinder in Amerika.“

Herr Adam trug die Karte seitdem in seiner Briefftasche.

„Wenige haben so etwas!“ sagte er und gewann sein Selbstvertrauen nun schnell wieder.

Er war wieder der alte Herr Adam.

Der zweite Pfingsttag zeigte sich genauso freundlich wie der erste. Seit früher Morgenstunde hatten die Vögel gesungen. Waldkräuter dufteten ins Haus herein.

Die Frau des Bergmannes war mit ihrer kleinen Tochter unterwegs nach einem höher im Walde gelegenen Weiler, wo an den großen Festtagen des Jahres ein Prediger Gottesdienste hielt. Der Bergmann war mit dem erwachsenen Sohn, der zu Besuch bei seinen Eltern weilte, zu Hause geblieben. Die beiden Männer gingen durch den Garten hinter dem alten, etwas schiefen Fachwerkhaus. Sie hatten die Augen am Boden, als lägen dort Gold- oder wenigstens Silberstücke. Für einen Unkundigen war da nichts zu sehen; er hätte sich über die beiden gewundert. Wer aber ein kleines Stück Gartenland um und um wendet, Jahr für Jahr nach Feierabend, und dabei – warum auch nicht? – an die Küche und den Kochtopf der Frau denkt, kann sich an keimenden Bohnen und zart sprossenden Saatzwiebeln nicht genug satt sehen.

Der Bergmann griff nach einigen Löwenzahnbüscheln, die breit in den Gartenweg hineingewachsen waren, und drehte sie mit ihren langen Wurzelfingern aus der Erde. „Für die Kaninchen!“ sagte er. Im Walde, der unmittelbar hinter dem kleinen Hausgarten begann, so daß die Brombeerranken immer wieder durch das Staket hereinwuchsen, ließ ein Schwarzspecht sein Getrommel und seinen lang hallenden Schrei ertönen. Gutmütige weiße Quellwolken wanderten gemächlich über den makellos blauen Himmel.

„Ja, Vater“, sagte der Sohn des Bergmanns. Er war stehengeblieben und sah seinen Vater an.

„Was ist, Erwin?“

„Bevor ich wieder wegfahre, hätte ich gern etwas mit dir besprochen, Vater. Jetzt stört uns niemand.“

„Hast du etwas Besonderes auf dem Herzen?“

„Wie man's nimmt – vielleicht ist auch alles Unsinn.“

„Du hast doch nichts Dummes angestellt, Erwin?“

„Nein, nein!“ Der Sohn des Bergmanns machte eine abwehrende Handbewegung. „Es ist nur wegen des Namens – unseres Namens.“

Der Bergmann sah seinen Sohn an, verstehend.

„Du hast Ärger damit?“

„Ehrlich gestanden: Ja! Sie ziehen mich auf. Jedesmal, wenn ein Neuer in den Betrieb kommt, geht das alberne Theater wieder los. Und die Mädchen im Büro. Sie kichern immer gleich, wenn ich da hereinkomme, und sehen mich an, als sei ich kein gewöhnlicher Elektriker, sondern irgendein komisches Fabeltier. Nun soll ich auf die Fachschule – und ich bin sicher, da geht der Tanz von vorn los. Warum heißen wir auch nicht Müller oder Schulze, sondern ausgerechnet Rübezahl?“ Der Bergmann lächelte.

„Erwin, wenn es wirklich nur das ist! Glaub mir, in fünf oder in zehn Jahren kannst du über alle die Lacher selber lachen. Du greifst dir an den Kopf und sagst: Wie konnte ich mich –“ Er brach unvermittelt ab. Dem Sohn entging es nicht.

„Ja – mitunter kann es einem schwer werden“, sagte der Bergmann, mehr für sich, „und ist man endlich selber damit fertig, dann müssen es die Kinder durchmachen.“

„Vater, mitunter ist mir unser Name geradezu im Wege! Es gibt komischere und geradezu häßliche Namen, das ist wahr – aber muß man denn unbedingt so viel Ärger haben, nur weil man mit dem Familiennamen ein wenig außer der Reihe tanzt?“

„Genauso habe ich gedacht, Junge!“ sagte der Bergmann. „Es gibt Menschen, die sind wie Bremsen, wie aufdringliche Fliegen. Sie lassen ganz einfach nicht ab – auch wenn ihr Unsinn längst nicht mehr neu ist und kaum noch jemand darüber lacht. Sie hören nicht auf – man müßte sie denn totschiagen.“

„Ich will beileibe niemand totschiagen, Vater“, sagte der Sohn.

„Der Herr Reinhard, mein Meister, sagte neulich: ‚Erwin, weißt

du was, sobald du mündig bist, schaffst du dir den ollen Namen Rübezahl vom Halse. Gehst zum Gericht und legst dir 'nen anderen Namen zu – das geht zu machen –, 'nen ordentlichen, einfachen. Ich weiß längst, wie sie dich immer aufziehen und über dich lachen, und hätte schon manchmal manchem gern eine gelangt. Ich habe ihm geantwortet, ich wolle mit dir darüber reden – denn schließlich habe ich ja den Namen von dir, Vater!“

Der Bergmann sog an seiner Pfeife, als habe sie schlechten Brand. Langsam ging er weiter, an das hintere Staket des Gemüsegartens, wo eine kleine Pforte nur mit einem Holzpflock im Anwurf verschlossen war. Der Sohn folgte ihm. Sie gingen gemächlich und ohne etwas zu sagen ein Stück in den Wald hinein, auf dessen Boden die Sonne an vielen Stellen helle Flecken warf. Auf einer moosbedeckten Erdwelle hinter einigen Haselsträuchern mit grünseidigen Blättern ließen sie sich nieder.

„Ja“, sagte der Bergmann ganz einfach, „das kannst du machen. Ich rede da nicht dagegen. Wenn alles ordentlich zugeht – ich meine, wenn das gerichtlich gemacht wird. Es kostet auch etwas –“

„Vater, ich wollte ja zunächst nur mal fragen. Es ist ja nicht so, daß ich loslaufen will, sobald ich achtzehn werde, um mir einen anderen Namen geben zu lassen. Ganz recht ist es dir nicht, was? Und Mutter? Ich weiß nicht, was Mutter dazu sagen würde – ich werde auch mit ihr noch reden müssen.“

„Deine Mutter, Erwin, wird dazu sagen, was auch ich sage: Du sollst dir das alles in größter Ruhe überlegen. Wir, deine Mutter und ich, heißen ja doch auch Rübezahl – und wir sind beide froh, daß ich wieder so heiße.“

„Wie soll ich das verstehen, Vater? Hattest du mal einen anderen Namen?“

Der Sohn sah den Vater verwundert und fragend an.

Der Bergmann nickte.

„Ja, Erwin, ich hieß mal anders. Mal müßte ich dir das erzählen, habe ich schon immer gedacht. Alt genug, es zu erfahren, bist du ja nun.“

Er redete nicht laut. Was er sagte, war nur für die Ohren seines

Sohnes bestimmt, der dicht neben ihm saß. Erwin erkannte so manches wieder, was ihm sein Vater schon einmal erzählt hatte. Da war eine Straße, eine Großstadtstraße. Wie man sie auf den Bildern Zilles oder anderer sieht. Vierstöckige Häuser, Vorderhaus, Hinterhaus, Durchfahrt. Ein paar armselige Bäume, immer voller Staub. Gehsteige und Gullis. Ein Brunnen mit eisernem Pumpenschwengel.

Da stand ein kleiner Junge in einer Haustür, deren Farbe längst abgeblättert war. Und von der anderen Seite der Straße riefen gleichaltrige Jungen und Mädchen und auch ältere im Chore: „Rübezahl – Rübezahl!“

Der Junge konnte sich nicht sehen lassen, ohne daß irgendwo einer seinen Namen rief. Und es entging ihm nicht, daß die erwachsenen Leute schmunzelten und grinsten und ihn genau musterten. Ja, einmal rief ein kleines Kind vom Arm seiner Mutter: „Übezahl – Übezahl!“

„Du weißt, Erwin, groß geworden bin ich in H. Vater – also dein Großvater – starb leider sehr früh. Und deine Großmutter ist ihm bald gefolgt. Ich kam zu einer Tante. Ob ich nun wollte oder nicht, ich mußte auf die Straße hinunter, die mich anwiderte. ‚Lach sie doch aus, die dummen Kerle – oder häng ihnen auch was an!‘ sagte die Tante. Und ich lachte – mit Tränen der Wut. Das machte meinen Quälgeistern nur noch größeren Spaß.

Einer von ihnen schien überhaupt nichts weiter im Kopfe zu haben, als mich mit meinem Namen zu quälen. Siegfried hieß er – Siegfried Brenner. Ich brauchte unsere Haustür nur um einen Spalt zu öffnen, schon schrie der Brenner meinen Namen. Er machte unsinnige und auch häßliche Verse auf diesen, dumme Kinderreimereien. Und stets hatte er die Lacher auf seiner Seite. Er war hochgeschossen und hatte ein schmales Gesicht, kämmte sich das Haar schon als kleiner Kerl wie ein Erwachsener und war der Anführer der ganzen Straßenbande, die sich mit anderen Banden prügelte. Wie gern wäre ich mitgegangen, um mich an diesen Keilereien zu beteiligen. Aber Brenner ließ mich nicht mit. Er hatte mir meine Kinderzeit vergällt. Unglücklicherweise ka-

men wir in dieselbe Schulklasse. Ich blieb für ihn das rote Tuch. Was habe ich in der Schule ausgestanden, als wir – etwas größer – das Gedicht von dem kleinen Weberjungen lernen mußten, der am Schluß der Verse immer ‚Rübezahl‘ rief!

Siegfried Brenner war schlimmer als eine blutsaugende Fliege, die doch von einem abläßt, wenn sie satt ist. Er wurde nicht satt. Er peinigte mich mit schier unerschöpflicher Kraft und immer neuen Einfällen.

Was sollte ich tun? Wie sollte ich mich wehren?

Ich versuchte, ihm einen Spitznamen anzuhängen – eine ungeschickte Verhöhnung seines Namens. Aber ich bekam von ihm eine gehörige Tracht Prügel. Zugleich dichtete er einen neuen Rübezahlvers.

Nie haben wir ein freundliches Wort miteinander gewechselt, damals, in der Schulzeit.

Endlich kamen wir auseinander. Seine Eltern zogen in einen anderen Stadtteil.

Ich kam aus der Schule, ging in die Lehre, lernte Steinsetzer und verdiente dann mein Geld, wenn ich Arbeit hatte. Manchmal hatte ich lange Wochen keine.

Die Tante starb. Ich war ganz allein. Bewohnte eine winzige, schräge Schlafstelle in einer Mietskaserne unter dem Dach. Im Winter war es dort oben bitter kalt.

Von Brenner hörte ich nichts mehr. Ich dachte nicht mehr an ihn – das heißt, ganz vergessen konnte ich diesen Quälgeist nie, mitunter kämpfte ich nachts im Traum mit ihm, ohne ihn freilich zu überwinden – er nahm mir die Luft.

Es verging die Zeit, eines Tages saßen wir Steinsetzer in einer schmalen, länglichen Kneipe. ‚Bei Robert‘ hieß sie. Dort verkehrten nur Arbeitsleute wie wir, es ging derb und herzlich zu – derb und herzlich waren auch die Speisen und Getränke, die uns Robert selber servierte. Wir saßen also in einer Ecke, aßen Räucheraal und tranken Bier.

Da ging die Tür auf, und es trat ein Mann herein. Ein Mann in Uniform: glänzendes Koppel, glänzendes Mützenschild, Taschen, scharfe Bügelfalte.

Ich erkannte Siegfried Brenner. Er war also jetzt bei der Reichswehr gelandet!

Ich wette, daß er mich auch sogleich erkannt hatte, obwohl ich mich ziemlich verändert hatte und ein Bärtchen trug. Ich sah, wie er süßsauer lächelte – wie ich so vor meinem Stück Aal saß und wohl auch mal den fettigen Finger ableckte.

Mit einer fremden, schnarrenden Stimme bestellte er etwas. Er aß mit abgespreiztem Finger, zahlte dann lässig und ging.

„So ein Affe!“ sagten meine Kollegen.

Ich sagte nicht, daß ich den Mann gekannt hatte. Dachte mir: „Da bist du also bei den Nosken gelandet, Brenner! Wirst dort schön angeben!“

Unruhige Zeiten kamen und gingen meist noch unruhiger. Es gab Prügeleien, Saalschlachten, Aufmärsche. Und schließlich erschrak auch ich, als es hieß: „Nun ist er dran, der Hitler!“ Wir in H. waren ihm nicht grün. Wir gingen nun unserer Arbeit nach und hofften, man würde nicht mehr von uns verlangen als diese. Aber man ließ uns nicht in Ruhe. Wir wurden ‚erfaßt‘, hierhin und dahin geschickt, lebten in Baracken und mußten dies und das bauen. Und schließlich mußte jeder, der gesund war, mit der Waffe dienen. Auch ich mußte eines Tages zur Musterung. Und im Herbst mußte ich einrücken. Marschierte mit zahlreichen anderen mit meinem Köfferchen durch ein funkelnagelneues Gittertor, auf dem sich eiserne Adler spreizten, und an einer aufgezogenen Fahne vorbei.

Ja, Junge – und was denkst du, was an diesem Tage noch geschah?

Ich stand plötzlich vor – Brenner!

Wir hatten gerade Drilllichzeug empfangen und angezogen und wollten unsere Betten bauen. Da schrie einer: „Rübezahl!“ Alle spitzten die Ohren. „Rübezahl in Uniform! Kein Witz, Leute – Tatsache! Heißen Sie Rübezahl oder nicht?“

„Jawohl!“ stotterte ich.

„Jawohl, Herr Unteroffizier, heißt das! Jaja, ich bin Hellseher – das hier ist Rübezahl!“

Die Rekrutengefreiten und die übrigen Unteroffiziere feixten. Die Kameraden auf meiner Stube meinten zwar auch: ‚Komischer Name! Wie mag der entstanden sein?‘ Aber sie gewöhnten sich schnell daran, lachten nicht darüber. Dazu hatten sie keine Zeit. Unteroffizier Brenner ließ jedoch nicht von mir – er suchte mich geradezu, wie ein Jagdhund das Wild. Er genoß seine Macht über mich in vollen Zügen. Einmal weinte ich nachts heimlich auf meiner Pritsche – wünschte nichts sehnlicher, als daß die Rekrutenzeit so schnell wie möglich zu Ende sein möchte.

Brenner erschien in unserer Kasernenstube, wenn wir ein bißchen Freizeit hatten. Er holte mich dann. Ich mußte ihm die Stube fegen, mußte seine Verpflegung holen. Und wehe mir, wenn mir etwas nicht gut genug gelang oder wenn ich gar etwas verkehrt gemacht hatte!

Einmal sollte eine Besichtigung auf dem Kasernenhof sein. Irgend- ein Major war angesagt. Wir übten das Stillgestanden seit den Morgenstunden. Und als der Offizier endlich kam und der Befehl ‚Stillgestanden!‘ über den Kasernenhof hallte, drückte ich Esel doch schnell noch eine Haarsträhne unter den Helm; denn mir war eingefallen, daß der Major ja fuchsteufelswild werden sollte, wenn er irgendwo eine Haarsträhne unter dem Helm hervorlugen sah.

Da schrie der Major: ‚Dahinten rührt doch einer!‘
‚Rübezahl!‘ schrie Unteroffizier Brenner.

Es gab eine ziemliche Bewegung unter den Offizieren und Unteroffizieren. Dem erstaunten Major wurde breit erklärt, man habe tatsächlich einen Schützen, der Rübezahl heiße. Ich mußte aus dem Glied treten und wurde zusammengeschnauzt. Zur Warnung ließ der hohe Herr noch einige unverständliche Worte über den weiten Platz fliegen.

Einmal vergaß ich, die Verpflegung für meine Stube abzuholen, als ich an der Reihe war. Als es mir einfiel, fegte ich wie ein Irrsinniger in den Keller zum Furier. Der hatte aber bereits geschlossen! Ich suchte ihn – und fand ihn in Brenners Gesellschaft. Schwitzend und stotternd trug ich meine Sache vor und schonte mich selbst dabei nicht. Bat, doch eine Ausnahme zu machen und

mir die Verpflegung für die Kameraden zu geben. Der Furier hätte es, wäre er allein gewesen, nach einem gelinden Rüffel wohl auch getan, denn er war ein friedlicher Unteroffizier. Aber Brenner lächelte böse und ließ mich hinaustreten auf den Kasernenhof. Ich mußte am Drahtzaun des Kasernengeländes im Parade-schritt entlangmarschieren und bei jedem Schritt laut rufen: ‚Ich bin Rübezahl und lasse meine Kameraden verhungern!‘ Hinter dem Drahtzaun waren Grünanlagen. Die Leute, die dort spazierengingen – alte und junge –, mußten mich wohl für einen Verrückten halten. Und die Kinder schrien: ‚Rübezahl, Rübezahl!‘ – Ich war so weit, daß ich den Quälgeist kaltblütig hätte umbringen können. Er stand vor dem Geräteschuppen, hatte die Arme vor der Brust verschränkt und schien große Freude an meiner Schau-stellung zu haben.

Und ich könnte dir noch manches erzählen.

Endlich war die Dienstzeit um. Ich ging wieder an meine Arbeit. Aber nun war es schon so weit, daß man vom Krieg flüsterte. Es gab dann aber noch eine Ruhepause. Ich arbeitete als Zementarbeiter und bekam guten Lohn. Dafür mußte ich dauernd Zettel unterschreiben, über die Baustelle größtes Stillschweigen zu wahren. Natürlich handelte es sich um Bauten für Rüstungszwecke.

Ich heiratete deine Mutter. Wir kannten uns schon länger. Sie war Arbeiterin in einer Fischkonservenfabrik. Eine kleine Wohnung fanden wir nach längerem Suchen auch. Als wir eingezogen waren, fühlten wir uns beide sehr glücklich. Sie hatte auch keine Eltern mehr, nur noch einen Bruder, der in einer fernen Stadt verheiratet war.

An einem Sonnabend gingen wir beide ins Kino. Und dann wollte ich Erna – deiner Mutter – noch etwas Besonderes bieten, denn ich hatte mit Überstunden gut verdient. Ich ging mit ihr in ein gutes Restaurant. Wir hatten uns gut angezogen und wurden aufmerksam bedient. Deine Mutter trank zum ersten Male ein Glas Wein.

Es mochte etwa gegen elf Uhr am Abend sein, als eine aufgekratzte Gesellschaft in das Restaurant einfiel – anders kann man es nicht sagen. Einer der Männer lief ein paarmal mit der Dreh-

tür im Kreis herum, ehe er eintrat, und seine Begleiter – junge Damen und junge Männer – wollten sich darüber totlachen.

Der Mann war – Brenner! Er trug Zivil.

Sie setzten sich an einen großen Tisch, holten noch ein paar Stühle heran, und dann bestellte Brenner mit lauter Stimme Wein.

Plötzlich blieb sein Blick an mir haften. Er schob, so schien es mir, den Kopf etwas vor wie ein Raubvogel. Dann lachte er, aber für sich. ‚Aha – Rübezahl und Frau!‘ mochte er denken. Hätte ich gewußt, was nun folgte, so hätte ich gezahlt und deiner Mutter alles erklärt. Aber ich sagte mir: ‚Was geht mich der Kerl an – soll ich vielleicht vor ihm ausreißen?‘ Die jungen Damen und ihre Kavaliere wurden immer fröhlicher. Ich bemerkte, wie Brenner mehreren etwas zuflüsterte – worauf sie mich mit den Augen suchten, zum Teil ganz unverschämt. Und nun kamen sie überhaupt nicht zur Ruhe, eine Lachsalve jagte die andere. Einige ältere Ehepaare riefen den Ober und zahlten – machten auch kein Hehl daraus, warum. Der Ober zuckte mit den Achseln – er schien die lustige Gesellschaft nicht zum erstenmal zu bedienen.

Brenner erzählte wohl mit breitem Behagen, wie er mich als Rekruten geschurigelt hatte? Ja – ich konnte es hören. Und jetzt hörte ich noch mehr: ‚Ober! Heißen Sie etwa Rübezahl?‘

‚Warum, bitte, mein Herr?‘ fragte der Ober glatt.

‚Sie lassen ja Ihre Kameraden verhungern!‘

‚Ich werde sogleich –‘

Der Ober zog sich zurück und mochte sich sein Teil denken.

‚Was haben die nur?‘ fragte deine Mutter. ‚Kennen die dich vielleicht?‘

‚Ach, die sind wohl nur etwas angeheitert‘, sagte ich.

Als ich gezahlt hatte und hinter deiner Mutter aus dem Restaurant ging, hörte ich Brenner ganz deutlich sagen: ‚Na, Rübezahl, viel Spaß mit deiner...!‘ Ich mag dir das häßliche Wort nicht sagen, das er gebrauchte.

Mir schoß das Blut in den Kopf. Es mußte ein Ende haben mit diesem Teufel, der mir immerfort über den Weg lief.

Deine Mutter fragte mich öfter, was ich denn habe – warum ich so verändert sei. Ich beruhigte sie. Aber sie merkte wohl, daß ich

ihr nicht die Wahrheit sagte. Ich suchte den Brenner. Mußte herausbekommen, wo er wohnte – um ihm dann bei passender Gelegenheit einen Denkkzettel zu verpassen. Ich gab nicht auf. Umlauerte die Dienstwohnungen draußen an den Kasernen. Stand nach Feierabend unter den Laternen, rauchte und beobachtete Torbögen und Haustüren.

Und endlich wußte ich, wo er zu Hause war. Mehr noch, ich bekam heraus, wo er verkehrte.

Damit der Zorn in mir nicht zu sehr abflaute – ich hatte nämlich Stunden, in denen mir eine ruhige, vernünftige Stimme aus dem Innern sagte: Erwin, laß das! –, beschloß ich, bald zu handeln.

Im Dunkeln habe ich ihm aufgelauret.

Er kam allein.

Ich stand plötzlich vor ihm.

„Brenner!“

Er stutzte. Dann sagte er zornig: „Rübezahl – verschwinden Sie!“ „Lump!“ sagte ich nur und boxte ihn ins Gesicht.

Er fiel hart auf den Gehsteig, blieb liegen und rührte sich nicht. Da überkam mich große Angst. Das hatte ich nicht gewollt! Nur einen Denkkzettel hatte er haben sollen! Und nun war er tot! Natürlich war er tot!

„Brenner, steh auf!“ sagte ich mit ganz anderer Stimme „Mach keinen Unsinn, Brenner – steh auf!“

Aber Brenner blieb liegen. Ich packte ihn, um ihn aufzurichten. Da spürte ich, wie mir die Finger klebrig wurden. Ich ließ ihn liegen und lief davon.

„Erna“, stammelte ich, wahrscheinlich aschfahl, „ich muß sogleich fort! Ich habe einen totgeschlagen!“

„Brenner! Nicht wahr: Brenner?“ fragte sie.

Ich nickte.

„Um Himmels willen, Erwin – was soll denn nun werden?“

„Schnell, gib mir meinen Mantel, den guten Anzug, pack etwas zu essen ein –“

„Wo willst du denn hin, Erwin? Wäre es nicht besser, du gingst zur Polizei?“

„Auf keinen Fall, Frau“, sagte ich, „da ergeht es mir übel! Ich habe

doch auf ihn gelauert – ich wollte ihn ja schlagen. Freilich nicht totschießen. Jedenfalls muß ich fort – du bekommst Nachricht, sobald ich dir schreiben kann!

Kalkweiß und zitternd gab sie mir, was ich verlangte, umarmte mich und schluchzte. Sie erwartete ein Kind – dich, Erwin! Ich gab ihr noch etwas gespartes Geld aus meiner Brieftasche, behielt aber auch ein Teil für mich.

„Auf Wiedersehen, Erna!“

Ich rannte mit offenem Munde in die Nacht davon. Rannte zu Orje, einem meiner Arbeitskollegen, mit dem ich befreundet war. Aber nicht nur deswegen suchte ich ihn auf. Ich wußte, daß er Verbindung mit Leuten hatte, die gegen den Faschismus arbeiteten. Ich erzählte ihm alles – er blieb ganz ruhig. Äußerlich jedenfalls.

„Tja, da mußt du weg!“ sagte er schließlich leise. „Komm, gehen wir!“

Es ging zu Unbekannten. Ich lernte einige Männer kennen, die mich verbargen – zunächst in einem alten Schiff, das auf einem toten Arm des Flusses lag. Dann an einer anderen Stelle – auf einem Dachboden. Ich verlangte Zeitungen – wollte wissen, was mit Brenner geschehen war. Aber von einem Mord stand nichts in den Blättern.

Sie brachten mir Papiere – andere Papiere. Papiere, die auf den Namen Onno Wilms lauteten. Und dann ging's in den Bauch eines Schiffes, ebenfalls auf abenteuerlichen Wegen, und unter die Kohlen, bis der Zoll durchgegangen war. Das Schiff lief aus und brachte mich nach Irland. Der Kapitän wußte nichts von mir. Ich verschwand unbemerkt und landete bei einem irischen Bauern, dem ich eine Stallwand mauern half. Unsereiner kann ja von alledem etwas. Auch andere Handgriffe verrichtete ich, und das gefiel dem Manne, er behielt mich. Meldete mich auch den Behörden. Gab mich für einen Holländer aus.

Ja – da wollte ich deiner Mutter irgendwie verschlüsselt schreiben. Verschob es immer wieder – und erfuhr plötzlich, daß Krieg ausgebrochen war.

Da war ich nun auf der Grünen Insel mit der schweren Luft und

dem vielen Regen, arbeitete beim Bauern und sehnte mich nach Hause, zu deiner Mutter. Mit Entsetzen hörte ich von den Bombenangriffen. Qualvolle Jahre. Ich schrieb Briefe – deine Mutter hat sie nie bekommen. Weiß nicht, wie das zugegangen ist.

Und dann lauschten wir gespannt auf die Nachrichten.

Dann war alles vorbei, vorbei –

Mit der ersten Gelegenheit kehrte ich zurück. Von Hamburg fuhr ich nach H.

Suchte.

Unsere Straße war verschwunden. Unser Haus war verschwunden. Ganz unten stand mit Kreide geschrieben: ‚Wir befinden uns bei...‘

Ich lief und lief. Unendlich viele Wege bin ich gelaufen. Suchte deine Mutter – oder einen Menschen, der mir Auskunft über sie geben konnte. Orje war sicher nicht mehr am Leben – ich hatte nichts von ihm gehört.

Eine alte Briefträgerin konnte mir helfen; ich stieß rein zufällig auf sie. Sie sagte mir eine Anschrift. Dort sollte Erna jetzt wohnen. Es war nicht in H.

Ich begab mich wieder auf die Wanderschaft, ungeduldig, wanderte, so schnell mich die Beine trugen. In Irland war ich immer satt gewesen – hier kam jetzt der Hunger dazu. Ich weiß noch, wie ich eine steile, knarrende Holzterrasse hinaufstieg und vor einer Tür unter dem Dach stand, an der ein Stück Pappe angenagelt war. ‚Rübezahl‘ stand darauf. Eine Klingel gab es nicht. Ich klopfte.

Es kam niemand.

Ich rief: ‚Erna!‘

Keine Antwort.

Noch ein paarmal stieg ich die Treppe hinab und hinauf.

Am späten Nachmittag blieb ich vor der Tür sitzen.

Ich mußte wohl etwas eingeduselt sein. Plötzlich hörte ich Knarren, Schritte und Stimmen. Die eine Stimme hätte ich unter Hunderten wiedererkannt.

Wir standen uns plötzlich gegenüber. Nie vergesse ich die Augen deiner Mutter – sie waren groß und glänzend.

„Erwin!“ rief sie, ganz außer sich vor Freude. Doch da hatte ich ihr schon die Hand auf den Mund gelegt.

„Sei still, Erna – ich heiße Onno und bin dein Schwager!“ Da schluchzte sie laut auf. Wie sie mir später sagte, hatte sie mich für gestört, für verrückt gehalten. Ich erzählte ihr alles.

Und ich fragte sie: „Ist er tot?“

„Wer?“

„Nun, der Brenner!“

„Ich weiß es nicht. In der Zeitung habe ich damals nichts gelesen. Ich habe mich aber auch gehütet, danach zu fragen. Wenn er tot war, wollte ich den Verdacht nicht auf dich lenken. Dein Verschwinden habe ich melden müssen – es war schwer. Haussuchung haben sie gemacht – und gesagt –“

„Was haben sie gesagt?“

„Du wärst ein Verbrecher, ein Verschwörer.“

„Du weißt, daß ich das nicht war?“

Sie nickte.

„Gut, Onno“, sagte sie – gar nicht froh, „dann muß es vorerst so weitergehen. Die Hauptsache ist, du lebst und bist heimgekommen. Sieh dir den Jungen an – ich habe ihn Erwin genannt!“ Erinnerst du dich an diese Zeit, Erwin? Du warst immerhin fast sechs Jahre alt!“

„Daran nicht, Vater! Nur an unsere Herumtollereien, abends, wenn du von der Arbeit nach Hause kamst!“

Ein Lächeln trat auf das Antlitz des Erzählenden.

„Ja, du kleiner Kerl mußtest Onkel zu mir sagen – und ich mußte den Onkel spielen. Es ging – wir haben es beide gekonnt. Eine Weile wenigstens. Ja, ich freute mich schon den ganzen Tag auf das Nachhausekommen, auf das Herumtollen mit dir. Mitunter bumste unter uns ein Besenstiel gegen die Decke, wenn wir zu laut waren.“

Wenn nun bloß die Leute in dem Haus nicht gewesen wären! Was ging es sie im Grunde an, wer bei deiner Mutter wohnte. Aber nein: ein Gewisper, ein Getuschel war das, wenn sie die Treppe hinauf- oder hinunterging.

Ich hörte sie auch tuscheln, abends, wenn ich im Dunkeln kam.

„Schamlos, einfach schamlos“, hieß es da. „Der Mann soll gleich am Anfang vermißt sein, und sie treibt es so – vor aller Augen. Ihr Schwager soll der Wilms sein – ob das man wahr ist? Hat es wohl schon früher mit dem getrieben – guckt euch mal den Kleinen an, wem der ähnlich sieht!“ Sie ertrug es tapfer, deine Mutter. Wie sie überhaupt tapfer war in dieser Zeit. Ging weite Wege aufs Land, ein paar Kartoffeln zu betteln oder gar ein kleines Stück Speck. Wer weiß, was sie den Bauern dafür gegeben hat. Aber eines Tages sagte sie zu mir: „Erwin – ich halte es nicht mehr aus! Du gehst auf deine Arbeit, bist früh aus dem Hause – ich bin den ganzen Tag hier. Wage mich schon gar nicht mehr hinunter, sie werden geradezu gemein. Besonders die Alte, die was Großes gewesen sein will – früher –“

„Vater“, sagte Erwin, „ich erinnere mich, daß Mutter sich einmal sehr heftig mit einer dunklen, alten Frau im Treppenhaus zankte. Ich fragte sie hinterher. Sie sagte, die alte Frau habe ein häßliches Wort zu ihr gesagt!“

„Siehst du! Ja, deine Mutter wollte damals, daß wir uns einen anderen Flecken suchten. Und dann wollten wir ganz einfach verschweigen, daß in meinen Papieren ein anderer Name stand – wenigstens gegenüber Leuten, mit denen wir zusammenkamen. Ich wollte nicht.

„Wohin sollen wir denn ziehen – in dieser Zeit?“ fragte ich ratlos. Aber wir zogen wirklich fort. Hierher zogen wir, an den Schacht. Deine Mutter hatte in einer Zeitung eine Annonce entdeckt. Sie wollten den stillgelegten Schacht wieder aufmachen und suchten Arbeiter. Für eine Dauerarbeit mit Dienstwohnung. Der Verdienst war niedriger als mein Steinsetzerlohn. Aber dafür konnten wir dem Hause, das wir haßten, adieu sagen. Ich schrieb, und man holte uns mit einem Lastauto ab.

Ich arbeitete mich schnell hier ein. Die schöne Landschaft, das Haus mit dem Garten gefielen mir. Wir haben tüchtig gearbeitet, denn die alten Häuser hier waren ziemlich verfallen. Wie ein Mann hat deine Mutter geschuftet.

Als wir endlich aus dem Größten heraus waren, gingen die Sorge und Unruhe von neuem los. Ich kam aus dem Schacht – und fand

Erna weinend. Als ich sie fragte, was los sei, sagte sie mir, du würdest ein Schwesterchen oder ein Brüderchen haben.

„Aber warum weinst du denn, Erna“, sagte ich, „freu dich doch! Oder denkst du gar, wir könnten ein zweites nicht satt kriegen?“

„Das ist es nicht, Erwin“ – wenn wir allein waren, nannte sie mich immer bei meinem richtigen Vornamen –, „aber was für einen Namen soll denn das Kleine kriegen! Nach den Papieren bist du doch nicht mein Mann! Ich habe gehört, wenn eine Frau, deren Mann vermißt ist, etwas Kleines kriegt – und der vermißte Mann nicht als Vater in Frage kommt –, dann kriegt das Kleine den Mädchennamen der Mutter!“

„Du kannst doch darauf dringen, daß es deinen Namen bekommt“, sagte ich. Aber mir war auch nicht wohl dabei. Da ging die Geschichte mit dem Namen wieder los – nur daß wir ihn diesmal wollten!

„Dann werden sie stutzig – die Leute!“ sagte sie. „Man muß doch aufs Standesamt, so etwas anmelden!“

Ich versuchte, sie zu trösten, so gut ich konnte. Und eines Tages fiel mir bei der Arbeit etwas ein. Ich zählte die Stunden. Als ich nach Hause kam, sagte ich:

„Erna, ich hab's! Du läßt deinen ersten Mann – Erwin Rübezahl – für tot erklären. Und dann heiraten wir. Es ist eine Komödie, denn ich bin ja gar nicht tot – aber es soll die letzte sein. Dann haben wir Ruhe!“

Ich hatte erwartet, daß sie befreit ja sagen würde. Aber sie sah mich nur unendlich traurig an.

„Sonst gehe ich zum Bürgermeister und sage ihm die ganze Wahrheit – vielleicht ist der Brenner gar nicht tot!“

„Nein!“ sagte sie heftig. „Das tust du nicht, Erwin! Und wenn er tot ist – wenn alles herauskommt?“

Sie war bereit, in die Kreisstadt zu fahren, um mich für tot erklären zu lassen – Erwin Rübezahl. Ich gab ihr Geld mit, als sie fuhr. Nahm an, daß die Formalitäten etwas kosteten. Gar zu selten war es ja nicht, daß jemand für tot erklärt wurde.

Ich vergesse das nie: Ich hatte Nachtschicht und war mit dir allein zu Hause. Versuchte, mit dir zu spielen. Dann wieder ließ ich dich

mit deinem Baukasten allein und ging durch unseren Garten ein Stück in den Wald – hierher, wo wir jetzt sitzen. Ich wollte mich freuen. Endlich sollte nun Ordnung werden. Vieles mußte ja nach der entsetzlichen Unordnung des Krieges geordnet werden – warum nicht unsere eigene Geschichte. Aber die Freude kam nicht. Was mich quälte, waren der niedergeschlagene Brenner und eine innere Stimme, die sagte: ‚Nun wird noch größere Unordnung! Es ist nicht recht!‘ Junge, tu nichts gegen diese innere Stimme! Es blieb ja die Geschichte mit dem anderen Namen. Wilms!

Jeder Mensch bekommt seinen Namen. Er wird nicht gefragt, ob er ihn haben will. Man fragt sich, woher manche Namen kommen, so ungewöhnlich sind sie. Und manches Kind büßt mit seinem verrückten Vornamen für die Torheit seiner Eltern.

Man denkt, so ein Name ist nur ein Wort, das entweder einen Sinn hat oder auch nicht. Welcher Namensgeber hat uns wohl den ‚Rübezahl‘ angehängt?

Rübezahl und Rübezahl – es ist dasselbe Wort. Aber es ist nicht dasselbe: Jener böartig-gutartige Berggeist, Beschützer armer, kleiner Leute – und wir kleinen Leute. Und doch gehört der Name zu mir, wie er zu meinem Vater und den Vorfahren gehört hat. Die Tante erzählte mir, mein Großvater – das ist nun schon dein Urgroßvater – habe sich einen langen Bart wachsen lassen, gewissermaßen um dem Namen Echtheit und Nachdruck zu verleihen. Mein Vater habe ihn nicht leiden mögen, aber doch leiden müssen.

Nein, ein Name ist ein ganz anderes Wort. Ein besonderes.

Erna – ich meine, deine Mutter – kam einen Zug später aus der Kreisstadt, als ausgemacht worden war. Ich wartete drüben am Waldrande auf sie.

‚Na, Erna – hast du es hinter dir?‘ fragte ich sie leise, als wir uns die Hand gegeben hatten.

Da weinte sie.

‚Ich habe es nicht gekonnt, Erwin! Ich habe es nicht gekonnt, Erwin Rübezahl für tot erklären zu lassen! Ich bin bestimmt nicht abergläubisch – aber ich konnte einfach nicht. Mir war, als ob ich dich wirklich tötete. Wir hätten das Amt betrogen. Es wäre

immer weitergegangen, froh wären wir nicht geworden. Und immer hätten wir denken müssen, es komme doch irgendwann einmal an den Tag. Ich war in der großen Halle des Rathauses und auch des Kreisgerichts. Man kann übrigens einen Menschen nicht so ohne weiteres für tot erklären lassen. Da erfolgt ein Aufruf und so weiter. Das dauert seine Zeit. Immerzu bin ich durch die Straßen gelaufen, aber was sie in den Schaufenstern ausgestellt hatten, weiß ich nicht. Bin auch immer wieder an der Stadtkirche vorbeigekommen. Habe mir vorgestellt, daß ich noch einmal mit dir in einer Kirche getraut werden würde – den ich doch für tot erklärt hatte. Bist du böse – bitte, sei nicht böse, Erwin!‘
„Nein, Mutter, vom Bösessein kann hier nicht die Rede sein“, habe ich gesagt, „komm nach Hause, der Junge wartet auf uns!“
Was sollten wir nun tun? Uns schmeckte kein Essen.

Keine Arbeit machte mehr Spaß.

Da sagte deine Mutter abends zu mir:

„Ich glaube, Erwin, wir sollten mal mit jemand reden – wo wir selber nicht weiterwissen!“

Ich fuhr auf. „Reden – mit wem denn? Du bist wohl nicht gescheit! Dann kann ich auch gleich zum Bürgermeister oder zum Gendarm gehen!“

„Nein, Erwin“, sagte sie, „ich weiß jemand, der alles für sich behält, was man ihm sagt!“

Aha – ich wußte, woher der Wind wehte. Eine Nachbarin hatte deine Mutter schon einige Male mit hinauf zum Hirschgraben genommen. Da sollte ein Rentner wohnen, der einmal Kantor oder so etwas gewesen war. Auch ein Zugewanderter. Der versammelte fromme Leute in seiner Stube und predigte – er konnte es wohl nicht lassen, hatte es früher irgendwo getan.

„Du meinst den alten Mikolat?“ sagte ich.

Sie nickte.

„Aber Mutter – was kann denn der uns helfen?“

„Weißt du sonst jemand?“

Nein, ich wußte niemand.

Erwin, in mir sträubte sich alles. Ich war kein religiöser Mensch. Was sollte ich dem alten Bibelmann da sagen. Sollte ich ihm als

reuiger, zerknirschter Sünder kommen? Und was konnte er mir helfen? Fromme Sprüche halfen hier nicht. Immer deutlicher wurde mir, daß ich mich einer Amtsperson stellen mußte – sie sollten Nachforschungen nach dem Brenner anstellen, und wenn er tot war, wollte ich den ganzen Hergang vor Gericht erzählen und beschwören. Bestrafen mußten sie mich wohl – zwar hatte er mich gepeinigt bis aufs Blut, aber ich hatte ihm aufgelauert.

Ich ging doch hinauf zum Hirschgraben. In mir rumorte es. Oft wollte ich umkehren. Wenn der Alte tot in seiner Wohnung gelegen hätte – ich glaube, ich wäre froh gewesen. Ich schritt mit dem Mute der Verzweiflung aus – tat es deiner Mutter zuliebe.

Der Alte ließ mich erzählen. Er machte mir immer wieder Mut, und schließlich redete ich frei von der Leber weg. Es tat mir irgendwie gut. Zwischendurch sah ich ihn an. Aber er zog die grauen Augenbrauen nicht hoch, schien nicht einmal erstaunt oder gar entsetzt. Zum Schluß nickte er bloß und kratzte sich auf dem Kopfe, als wolle er sagen: ‚Was machen wir nun da?‘

‚Eine böse Geschichte‘, meinte er endlich, ‚aber damit sage ich dir ja nichts Neues, Rübezahl! Das einzige Wichtige ist, wie wir aus dir wieder einen Rübezahl machen, ohne daß dabei noch mehr kaputtgeht als schon kaputtgegangen ist. Eines kann ich dir sagen: Der da oben ist dir nicht mehr böse, wenn dir die Geschichte mit dem Brenner – übrigens ein wirkliches Ekel – ehrlich zu schaffen macht. Und das möchte ich von dir wissen: Macht sie dir zu schaffen, weil nun das Kind kommt – oder überhaupt?‘

‚Sie macht mir zu schaffen, Herr Mikolat, seitdem sie geschehen ist!‘ sagte ich. ‚Aber vielleicht wäre ich nicht gekommen, wenn meine Frau nicht ein Kind erwartete! Ich hätte wahrscheinlich nichts unternommen und meine Last getragen. Aber sie wurde mir zu schwer. Glauben Sie mir – es ist mir nicht leichtgefallen, zu Ihnen zu kommen! Nicht, daß ich etwas gegen Sie hätte – nein, aber solche Wege sind unsereinem zu ungewohnt, dazu treibt einen nur die bittere Not. Wenn Sie mir helfen könnten – aber –‘

‚Was aber?‘

‚Aber Sie werden es sicher auch nicht können. Ich werde zur Be-

hörde gehen und alles zu Protokoll geben – der Wahrheit gemäß; von Anfang an.’

„Das ist ja gut!“ sagte er. „Paß auf, du machst folgendes: Du erkundigst dich, ob der Brenner noch lebt oder nicht. Keiner weiß, ob er tot ist – jedenfalls keiner von euch, die es betrifft. Lebt er, dann gehst du zu ihm und redest mit ihm – bittest ihn um Verzeihung!“

Ich muß wohl sehr erschrocken ausgesehen haben.

„Hast du Angst davor?“

„N-nein“, stotterte ich, „ich weiß nur nicht, wie ich das machen soll! Wie soll ich mich denn nach ihm erkundigen?“

„Der Prediger im Kirchdorf hat Formulare, Suchanträge. Du füllst einen aus – mit Brenners Namen und so weiter. Letzte Anschrift. Die weißt du doch?“

Ich nickte.

„Und dann hin zu ihm!“

„Ich glaube, ich werde das nicht können!“

„Also doch Angst! Du bist aber ein Mann, Rübezahl! Sieh, wenn du zur Arbeit gehst, fährst du mit deinen Kumpels ein. Und du bist nicht zimperlich. Wenn da eine Gefahr ist, packst du zu. – Wenn du das nicht fertigbringst – ich meine, den Brenner aufzusuchen, wenn er lebt –, dann bist du eben doch kein ganzer Mann. Überleg dir das mal. Mehr kann ich dir heute gar nicht sagen – das heißt, eines sage ich noch: daß ich von ganzem Herzen wünsche, daß du ein froher und freier Mann wirst und dein Kind deinen Namen tragen kann. Sieh, als ich ein Kantor in einem Dorf hinter drei Bergen und vier Wäldern war, da war ich so etwas wie ein Vater für die Leute – sie kamen mit allem zu mir. Und ich konnte ihnen auch nicht auf der Stelle helfen, wenn es um solche Sachen ging. Weißt du, was ich dann getan habe? Ich habe mir die Namen auf eine Schiefertafel geschrieben, und abends habe ich für die einzelnen Sorgenkinder und dann die ganze Gemeinde gebetet. Du hältst bestimmt nicht viel davon – aber hast immerhin ein Gewissen, das dich zu mir getrieben hat – ich werde jetzt jeden Tag für dich beten. Ich habe viel Zeit, das weißt du ja!“ Wir schieden.

„Keinen Schritt tue ich“, dachte ich bei mir, als ich wieder im Walde und allein war. Aber ich muß dir auch sagen, daß ich dem alten Bibelkantor nicht gram war. Er war nicht heilig und fromm gekommen, wie ich befürchtet hatte. Er hatte mich nicht mit frommen Sprüchen ins alte Elend zurückgeschickt. Daß er über unsere Unterredung schwieg wie ein Grab, dessen war ich sicher. Den Gedanken, nach dem Brenner zu forschen, verwarf ich fast im selben Augenblick, wenn er mir kam.

Aber, Junge, dein Schwesterchen, die Sigrid, wollte ja geboren werden –

Da bin ich doch zu dem Prediger ins Kirchdorf gegangen – es war nicht der, den wir heute hier haben, sondern ein anderer. Ich habe mir ein Suchformular geben lassen und Brenners Namen und Vornamen darauf geschrieben – seine letzte bekannte Anschrift und alles, was ich sonst noch wußte. Mit dem Prediger habe ich über die Arbeit im Schacht und das Leben in den wenigen Häusern hier im Walde gesprochen. Und auf dem Heimwege mußte ich plötzlich daran denken, daß der Kantor Mikolat für mich beten wollte. Ja, Junge, da habe ich selber gebetet – aber wahrscheinlich ganz anders als der Kantor. „Lieber Gott“, habe ich gebetet, „laß doch den Brenner inzwischen gestorben sein, laß alle Papiere und Karteiblätter über ihn verbrannt sein – hab doch Erbarmen mit mir armem Kerl und hilf mir irgendwie aus der seltsamen Not. Ich habe zu essen, habe zu trinken, bin gesund – und doch so elend, daß mir alles zuwider ist. Sieh, lieber Gott, ich arbeite in einem abgelegenen Flußschacht, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Ich verdiene bei meiner schweren und gefährlichen Arbeit gerade so viel, daß ich mit meiner Familie leben kann. Ich will mein Leben lang nicht mehr. Laß den Brenner gestorben sein – oder in einem anderen Lande. Ja, in einem anderen Lande – in Amerika. Ich will dann auch...“

Ich hielt plötzlich inne, wie ich so mit gefalteten Händen im Dunkeln dahinging.

„Ich will dann auch...“, hatte er gesagt. Was wollte ich? Wollte ich Gott etwas versprechen – wollte ich ihn gewissermaßen bestechen, daß er Menschengeschick so gestaltete, wie es mir am ge-

eignetsten erschien? Sollte hier etwa wieder eine neue Not entstehen? Nein, das wollte ich nicht! ‚Ich will dann auch zu ihm fahren und ihn um Vergebung bitten. Zeigt er mich an – so soll er es!‘ betete ich. Und da war mir so frei zumute! Ja, mochte dann kommen, was da wollte! Mochten sie mich ein Jahr einsperren oder ein paar Jahre, wegen Körperverletzung!

Die Tage vergingen.

Wenn ich aus dem Schacht nach Hause kam, schielte ich beim Eintreten in die Stube, die zugleich Küche war, nach dem Küchenschrank, an dessen Scheiben Mutter immer Briefe steckte.

Nein – es kam bestimmt kein Brief von der Suchstelle. Jedesmal war ich froher, wenn ich die Schrankscheibe ohne Brief sah.

Von dem Brenner fehlte wohl jede Spur!

Eines Tages aber stand ein Fahrrad am Hause, als ich heimkam. Drinnen in der Stube saß der Pfarrer. Er brachte eine Karte.

Brenner lebte!

Ich brachte die Kraft auf, mit dem Pfarrer zu reden und mich für seine Bemühungen zu bedanken. Auch geleitete ich ihn noch das steile Wegstück hinauf, von wo aus er mit Freilauf fast bis in das Kirchdorf fahren konnte. Dann warf es mich fast um. Ich sagte nichts, aber es arbeitete in mir so heftig, daß mir fast übel wurde. Junge, mitunter muß etwas geschehen – und es geht nicht anders, als daß du mit einer Gänsehaut auf dem Rücken oder im Schweißdeines Angesichts daran gehst. Etwa im Walde, wenn man beim Stubbenroden ist. Oder zuweilen unten im Schacht. Da verliert keiner ein Wort, da greift jeder zu und gibt das Letzte her.

Der Brenner wohnte in Berlin!

Auf der Karte stand seine Anschrift.

Vor der Fahrt nach Berlin habe ich die ganze Nacht kein Auge zugetan. Deine Mutter sicher auch nicht. Mit dem ersten Zug in der Frühe bin ich fort. Ich war eine Dreiviertelstunde zu früh auf dem kleinen Bahnhof. Bei der Schachtverwaltung hatte ich mir Urlaub geben lassen. Mutter hatte mir Brot und ein Glas Kartoffelsalat eingepackt, ich weiß es noch.

Lange stand der Zug in der Kreisstadt – ein Schnellzug, der mich nach Berlin bringen sollte. Übervoll.

Immerhin kam ich jedoch nach einigen Stationen auf einer Bankkante zu sitzen, den Rucksack zwischen den Füßen.

Draußen wechselten die Landschaften – aber ich sah es kaum. Ich sah etwas anderes: eine graue Straße mit hohen Häusern und armseligen Bäumen – kleine Jungen und Mädchen, die im Rinnstein spielten und ‚Rübezahl!‘ schrien. Ein spartanisches Schulzimmer mit Luther und Gustav Adolf an der Wand.

Einen Kasernenhof –

Den dunklen Bauch eines Schiffes –

Ich ging den ganzen Weg noch einmal, der von Erwin Rübezahl zu Onno Wilms führte.

In einer größeren Stadt, auf deren Bahnhof der Schnellzug lange hielt, wäre ich fast ausgestiegen. Mir begannen die Glieder zu zittern, es war mir, als müßte ich mich übergeben.

Du fuhr ich Esel treu und bieder in mein Verderben hinein. In den Rachen des Löwen! Zu dem Menschen, der mich wie ein Teufel gequält hatte!

Natürlich würde der Kerl sich auf mich stürzen wie ein wildes Tier. Hatte er das doch schon getan, ohne daß ich ihm Anlaß dazu gab – um wieviel mehr mußte er mich jetzt hassen. Ich hatte ihn niedergeschlagen!

Aber vielleicht hatte er mir auch verziehen – er lebte ja! Wer weiß, was er sonst noch erlebt hatte – im Kriege!

Und doch: Hätte ich die Sache nur erst hinter mir! Wenn es doch gar nicht der richtige Brenner wäre – sondern irgendein anderer Siegfried Brenner. Gab es doch nicht wenige Menschen, die ein und denselben Vor- und Familiennamen hatten. Aber da wäre es ja schade um das Fahrgeld! Dann würde ja alles noch einmal losgehen –

Nicht auszudenken.

Es war schon besser, Brenner wäre wirklich der richtige Brenner und würde zu mir sagen: ‚Mensch, oller Rübezahl, das ist doch längst verjährt. Wir sind nun älter, können uns solche Kloppe-
reien nicht mehr leisten. Laß dir keine grauen Haare wachsen!

Grüß Weib und Kind von mir, und geh ruhig deiner Schachtbuddlei nach!

Zu diesem Wunschtraum stampften die Räder über die Schienelaschen und knirschten die Bremsen. Neue Leute stiegen ein, nachdem andere ausgestiegen waren.

Endlich waren wir alle am Ziel.

Mit eingeschlafenen Beinen bewegte ich mich langsam durch den Seitengang des Wagens und dann über das Trittbrett auf den schadhafte, zerschossenen Bahnsteig. Der Bahnhofshalle fehlte das Dach.

Meine Beine waren immer noch schwach, auch als sie nicht mehr prickelten.

Ich mußte mich durchfragen. Fuhr noch ein Stück mit einer Straßenbahn. Da kam die Straße. Ein neues Schild in zweierlei Schriftzeichen. Das Haus mußte aber noch ziemlich weit vorn liegen – den Hausnummern nach.

Ich bewegte mich eine kahlgescheuerte Haustreppe hinauf, langsam und mühsam, als trüge ich einen Rucksack voll Blei. Ein Klingelknopf neben einem Namensschild: ‚Brenner‘.

Die Klingel funktionierte nicht. Jedenfalls hörte ich vor der Tür kein Klingeln. Ich klopfte.

Jetzt hörte ich Schritte; es kam jemand. Mein Herz hämmerte. Eine Frau öffnete – und zu ihr trat ein Mann.

Brenner! Er war es – es war kein Zweifel möglich!

Nur, daß er ein Gesicht voller Runzeln und kein Haar auf dem Kopfe hatte.

Ja – das war also der große Augenblick! Was sagt man, wenn man so dasteht? Ich hatte mir meine Rede zurechtgelegt. Sie sollte gleich sehr wirkungsvoll sein. Aber in diesem Augenblick schien ich überhaupt kein Gedächtnis zu haben.

‚Wart mal, wart mal –!‘ sagte Brenner. ‚Das – ist – doch – Rübzahl!?’

‚Ja, ich bin’s!‘ erwiderte ich.

‚Was denn für ein Rübzahl?‘ sagte die Frau. Und dann zu mir gewandt:

‚Den Spitznamen hat er Ihnen wohl beim Militär aufgehängt?’

„Nein, ich heiße wirklich so, Frau Brenner – Ihr Mann und ich sind alte Bekannte.“

„Freunde!“ warf Brenner dazwischen. „Komm ’rein, Rübezahl! Was führt dich denn zu mir?“

Ich bemerkte ein seltsames Knacken, als er vor mir herging. Er setzte das rechte Bein schwer und mechanisch auf.

„Setz dich!“ sagte er in einem winzigen Zimmer mit einem Bücherbord und einem runden Rauchtisch mit Messingplatte.

„Du hast ein Bein verloren?“ fragte ich.

Er nickte. „Ja, bei Orel war’s! Aber nun sag du endlich, was du willst – du kommst doch nicht etwa mit alten Rechnungen?“

„Doch, Siegfried“, sagte ich, „es ist schon eine alte Rechnung.“

Und nun erzählte ich ihm alles.

Natürlich erinnerte er sich an unser letztes Treffen. Aber er sagte: „Erwin – das war ein kleiner Fisch gegen das, was da noch kam! Und du bist nach Irland getürmt?“

Ich berichtete ihm aus meiner irischen Zeit und von meiner Rückkehr.

„Da staunt man immer wieder“, sagte er. „Du kommst nur wegen der Geschichte von damals zu mir?“

„Nur, Siegfried! Nur! Ich muß die Geschichte mit dem Namen in Ordnung bringen.“

„Tja, wir bleiben doch Rätsel – vielleicht sogar uns selber! Da ist nicht viel zu machen. Ich bin nicht tot, das siehst du. Und ich habe gar keinen Grund, gegen dich etwas zu unternehmen – die Platzwunde von damals war nicht unverdient, ich weiß. Ich habe auch viel gelernt – ein bißchen spät zwar, aber vielleicht doch noch rechtzeitig.“

Mir war das alles so unwirklich.

Träumte ich noch in der Eisenbahn?

Wenn er geflucht hätte – wenn er mir mit allem Erdenklichen gedroht hätte! Ja, wenn er tötlich geworden wäre! Dann hätte ich mich nicht gewundert. Darauf war ich gefaßt. Aber so.

Nun ja, ein schwer mitgenommener Mann.

„Ich will meinen richtigen Namen wieder“, sagte ich ihm, „und da muß ich mich an amtliche Stellen wenden und alles erzählen, was

zu dem falschen Namen führte. Und dann werden sie vielleicht an dich schreiben.'

‚Vielleicht!‘ lachte er. ‚Wenn sie es zehn Minuten später nicht schon wieder vergessen haben oder darüber lachen. Die haben jetzt anderes zu tun, als sich besonders um Erwin Rübezahl zu kümmern. Wie heißt du übrigens jetzt?‘

‚Wilms, Onno Wilms.‘

‚Aha, auf die friesische Tour also! Nee, mach dir keine Sorge. Gib ihnen nur meine Adresse. Sollen sie ruhig anfragen! Wir hatten eine persönliche Sache, ich zog den kürzeren. Ich kam damals bald wieder zu mir, es hat mich keiner aufgelesen.‘

‚Ich danke dir sehr herzlich‘, stieß ich bewegt hervor. Ich mußte kämpfen, daß ich nicht nasse Augen bekam.

‚Ach, red doch nicht!‘ wehrte er ab. ‚Verstehe nicht, wie dich das so fertigmachen konnte! Aber es ist wahr – es erwischt einen irgendwie und irgendwann.‘

Er hantierte am Fensterwirbel herum.

‚Da hast du schwer auf Kohlen gesessen, was? Denn sonst hättest du doch die weite Reise aus deinem Waldwinkel bis hierher niemals unternommen?‘

‚Die Sache – die Ungewißheit und das mit dem Namen hat mir so übel mitgespielt, daß ich mich, wenn ich gerade daran dachte, getrost an einem Nagel reißen konnte, ohne etwas zu verspüren‘, sagte ich.

‚Es gab auch eine Zeit, wo ich nicht merkte, daß ich Stacheldraht umklammerte‘, sagte er. ‚Nur am roten Blut sah ich, daß ich mich verletzt hatte. Damals hat es bei mir angefangen – ich ekelte mich vor meinem bisherigen Leben. Eine alte Frau, runzlig, knochig im Gesicht, kommt an den Stacheldraht des Lagers und bricht vor meinen Augen ein Stück trockenes Brot in zwei Stücke. Das eine gibt sie mir – die im Kriege Halbverhungerte dem gefangenen Feind. Das war es, Rübezahl!‘

Und noch eins: Was bewog den fremden Doktor – es war ein großer, gewaltiger Mann mit einem mächtigen Bart –, mich zu operieren – wo doch so viele seiner Landsleute verblutet waren und noch verbluteten? Stunden hat er sich mit mir befaßt!

Ich hatte Zeit zum Nachdenken. Und ich habe bei mir geschworen, diese Zeit nicht zu vergessen. Du wirst ja am besten gemerkt haben, daß ich nicht mehr der alte Brenner bin –‘

Da tat sich die Tür auf, Frau Brenner trat ein.

„Aha, Mutter hat wieder mal gehorcht“, sagte Brenner und lachte. „Mutter denkt, jetzt muß ich mal ’rein, sie reden sonst wieder ewigen Unsinn vom Krieg. Wir haben eine kleine Differenz begraben, Ilse, die wir in grauer Vorzeit mal hatten – als ich noch auf zwei Beinen ging.“

Zu meinem Brot bekam ich eine Tasse heißen Ersatzkaffee. Und dann drängte es mich, zu verschwinden.

Ich wollte mir während der Stunden, die mir bis zur Abfahrt des Nachtschnellzuges verblieben, die Stadt ein bißchen ansehen. Hatte ich Berlin doch noch nie gesehen.

„Wiedersehen, gute Reise!“ sagte Brenner.

„Und er hieß wirklich Rübezahl?“ hörte ich drinnen seine Frau noch fragen, als ich vor der Tür stand und meine Mütze aufsetzte.

„Jetzt heißt er jedenfalls wieder so“, dachte ich bei mir und stieg eilig die Treppe hinab.“

„Und als du dann nach Hause kamst?“ fragte Erwin seinen Vater.

„Ach, da ist nun nicht viel zu erzählen“, sagte der Bergmann, „sie glaubten mir die Geschichte und stellten mir einen neuen Ausweis aus – es gab sowieso neue, da machte es ihnen keine besondere Arbeit. Natürlich habe ich mich bei dem alten Mikolat für seinen Rat bedankt – es ging so leicht, hinterher! Und gelegentlich gehe ich auch zu ihm hinauf und sage ihm guten Tag. Es machte mir fast Spaß, meinen Kollegen im Schacht zu sagen, ich hieße Rübezahl und nicht Wilms – und sei der Mann meiner Frau. Du behältst die Geschichte für dich, Erwin. Sigrid braucht nichts davon zu erfahren. Die kriegt sowieso einen anderen Namen, wenn sie mal heiratet.“

„Ich unternehme nichts mit dem Namen, Vater“, sagte Erwin.

„Denk nur darüber nach und tu, was gut ist, mein Junge.“

Fahrt mit Beate

Die Eltern hatten ihren einzigen Jungen an die Bahn gebracht. Nun standen sie mit dem leeren Handwagen an der Sperre und schauten dem Zug nach, der den Jungen zunächst in die Kreisstadt und von dort in die Universitätsstadt bringen sollte. Sie waren beide bewegt, wiewohl sie das voreinander zu verbergen suchten. Aber sie kannten sich gut genug, um zu wissen, was in dem anderen vorging. Sie waren sogenannte „kleine Leute“; der Mann war Stellmacher auf dem Dorf, das einen solchen Handwerker gerade ernähren konnte. Die Werkstatt hatte er von seinem Vater übernommen – und sein Sohn hätte ebenfalls sein Auskommen gehabt, wäre er Stellmacher geworden. Aber da war etwas geschehen.

Ein für die Begriffe der Dorfleute komischer Mann in einem abgetragenen schwarzen Anzug war gekommen und hatte an des Pastors Stelle in der Dorfkirche gepredigt – ohne Talar, mit einem kleinen schwarzen Buch in der Hand. Und da hatte sich im Dorf etwas geregelt. Die Geister hatten sich geschieden. Man hatte von einer „Erweckung“ geredet und sich plötzlich nicht gescheut, die Bibel gemeinsam aufzuschlagen und Gesangbuchlieder zu singen, ungeachtet des üblichen Spottes, den es nach wie vor gab. Die Erweckung hatte auch die Stellmachersleute erfaßt und allmählich in ihren Herzen den Wunsch geweckt, aus ihrem begabten einzigen Jungen einen Prediger zu machen. Vor allem die Mutter war die treibende Kraft gewesen.

Nun hatten sie also den Sohn ziehen lassen, nachdem sie am Abend vorher noch in der Heiligen Schrift gelesen und gebetet hatten. Sie hatten den Jungen ermahnt: Er solle sich nicht an den Spott der Welt kehren und auch ihren Lockungen nicht folgen.

Die Mutter bediente sich dabei einer Sprache, die sehr an die Bibel erinnerte. Und der Vater hatte ihm in aller Herbheit geraten, sich nicht in die Streitereien in der Kirche hineinziehen zu lassen, die gerade im Gange waren.

Walter Kleinau hieß der angehende Student der Theologie. Er hatte sein Abitur gut bestanden und sollte nun in der Universitätsstadt bei der Schwester seiner Mutter wohnen. Das hatte den Vorteil, daß man für die schmale Schlafkammer, die er bereits bewohnt hatte, wenn er die Tante während der Ferien besuchte, nur eine geringe Miete zu zahlen brauchte.

Die Tante war Rentnerin, sie lebte durch die Gegenwart ihres Neffen wieder auf und war sehr besorgt um ihn. Unwissend tat sie des Guten ein wenig zuviel.

Walter freute sich zunächst jedoch darüber.

Er wurde so etwas wie ein Musterstudent. Pünktlich besuchte er seine Vorlesungen und Seminare, seine Kollegnachschriften waren sauber und vollständig. Mit einer wahren Inbrunst stürzte er sich auf die Wissenschaften, wie er bereits am Gymnasium der Kreisstadt ein fleißiger und interessierter Schüler gewesen war. Das große Opfer, das seine Eltern brachten – die meisten Dorfleute schüttelten die Köpfe und fragten sich, wo die Kleinaus wohl das Geld hernähmen –, war ihm Verpflichtung.

Für das, was es um ihn herum in der Stadt gab, war er blind – wollte er blind sein. Er ging sehr einfach gekleidet, trug immer denselben dunkelgrauen Anzug. Den Rock scheuerte er an den Ellbogen bald durch. Die gute Tante stopfte und nähte, so gut sie konnte – aber für die Dauer war es damit wohl nicht getan.

Trotz seiner Arbeitsbesessenheit merkte Walter Kleinau dies, und er sah sich nach einem Nebenverdienst um. Das war für ihn nichts Ungewöhnliches, er hatte es bereits als Schüler getan. In einer so großen Stadt war es nicht schwer, Gelegenheitsarbeit zu finden. Walter freute sich über jede Mark, die er verdiente, und er brachte es zu seiner großen Freude so weit, daß er für den Unterhalt kein Geld mehr von seinen Eltern benötigte.

Die waren zuerst besorgt. Er sollte doch studieren, und das war gewiß nicht leicht. Wenn er durch die zusätzliche Arbeit aufgehäl-

ten wurde und längere Zeit zum Studium brauchte, dann wurde das Studium doch nur noch teurer. Aber Walter konnte sie beruhigen. Er kümmere sich ja sonst um nichts, und so gehe alles gut.

Viel Neues begegnete dem Stellmacherssohn in der Stadt. Etwas ängstlich sah er an den großen Plakaten der Litfaßsäulen vorbei. „Ich muß erst weiter sein“, sagte er zu sich, „und innerlich fest. Dann werde ich auch das Stadtleben ein wenig studieren können.“

An den Sonntagen saß er unter den Kanzeln der Stadtpfarrer und seiner Professoren, und an den Sonntagnachmittagen machte er zuweilen einen kleinen Spaziergang. Oft saß er jedoch mit der Tante auf dem Balkon des Hauses, ein Buch in der Hand.

Einer Lockung vermochte er allerdings nicht zu widerstehen.

An der Hochschule wurden viele fremde Sprachen gelehrt. Walter Kleinau hatte zwar noch genügend mit dem Hebräischen zu tun, aber bereits als Primaner hatte er sich lebhaft für altindische Kulturen interessiert. So trug er sich zu Beginn des zweiten Semesters in die Liste eines Sanskritkursus ein. Lektor Webbs hielt diese Übungen im „Handtuch“, dem kleinsten Hörsaal der Universität, der eher einer länglichen Kammer glich. Sechs Studenten hatte er – aber das machte ihm keinen Kummer; denn die Zahl derer, die sich für eine so ausgefallene Sache wie Sanskrit interessierten, blieb natürlich immer klein.

Für Walter Kleinau ergab sich nun eine größere Arbeitsbürde: Er durfte seine theologischen Studien nicht vernachlässigen, mußte die erforderlichen Proseminarscheine erwerben, die er zum ersten theologischen Examen brauchte – und außerdem mußte er ja Geld verdienen. Er arbeitete jetzt in einer Fabrik im Versand, verpackte kleine Päckchen in große Versandpakete. Einige große Vorlesungen mußte er versäumen. Er belegte sie jedoch und verschaffte sich einen Ausgleich, indem er die Bücher gründlich durcharbeitete, welche die betreffenden Professoren verfaßt hatten.

Die Welt um ihn herum war nicht so still! Immer mehr Studenten kamen in braunen Uniformen in die Hörsäle, durch die Straßen polterten Panzer und fuhren Lautsprecherwagen, die in die Stille der Seminare hinein irgendeine aufgemachte Neuigkeit schrien.

Ernste Menschen, die wachen Blickes die Politik verfolgten, waren besorgt und bedrückt. Andere gebärdeten sich übermütig und einfältig aggressiv.

Walter Kleinau hörte und sah wohl, aber er ging all diesen Dingen geflissentlich aus dem Wege. Er hörte die Worte seines Vaters und seiner Mutter – und er war nicht zuletzt ihr Sohn, ein Mensch der Stille, allem oberflächlichen, lauten Wesen abhold.

Man rückte ihm auf den Leib. Die theologische Fachschaft verlangte sein Mittun. Er legte ihnen in aller Ruhe seine Verhältnisse dar. Er sei Werkstudent und müsse arbeiten. Daraufhin ließen sie ihn in Ruhe, achselzuckend.

Im Sanskrit machte er gute Fortschritte, so daß er im Seminar für vergleichende Religionsgeschichte angenehm auffiel. Der Professor, der dieses leitete, fragte ihn eines Tages, ob er nicht sein *Famulus* werden wolle. Walter Kleinau konnte dazu nicht nein sagen, und so kam zu den übrigen Lasten noch eine hinzu. Ja, der Student Kleinau schuftete regelrecht; aber er murrte nicht. Zu seinem Vergnügen war er, der Stellmachersohn, schließlich nicht auf einer Universität!

Es war an einem warmen Nachmittag im Frühling. Die sechs Sanskritstudenten warteten auf ihren Lektor. Einige unterhielten sich leise. Da trat Fräulein Rehfeld zu Walter Kleinau, der über seiner Grammatik saß: „Herr Kleinau, mit dieser Form weiß ich beim besten Willen nichts anzufangen – können Sie mir helfen?“ Fräulein Rehfeld war ein schlankes, hellblondes Mädchen – eine kleine Schönheit. Sie war stets gut gekleidet und peinlichst gepflegt. Walter hatte anfangs oft mit Mißtrauen zu ihr hingehielet. Und jedesmal, wenn er das Mädchen erblickt hatte, war ihm die Stimme seiner Mutter ans Ohr gedrungen: „Da hast du die verführerische Welt, Junge! Denk an die Worte deiner Mutter!“

Und als Werkstudent, als Arbeiter für geringen Lohn, hatte er sich gesagt: Das verwöhnte, exzentrische Töchterchen – lernt Sanskrit zum Zeitvertreib, um damit in der Gesellschaft anzugeben.

Jetzt erklärte er jedoch Fräulein Rehfeld bereitwillig eine seltene

Ausnahmeform. Beide beugten sich über das Lehrbuch, und dabei berührte eine Strähne ihres Haares Walters Wange. Für einen Augenblick vergaß er den vor ihm liegenden Text, und während des Unterrichts sah er öfter zu Fräulein Rehfeld hinüber – Beate Rehfeld, wie es in ihrem Buch gestanden hatte. Ihre Augenbrauen – das war doch merkwürdig! – waren viel dunkler als das Haar. Und die Lippen hatte sie ganz leicht nachgezogen. Trotz ihres feinen, zierlichen Wesens hatte Beate Rehfeld eine Altstimme.

Walter Kleinau erschien seitdem stets etwas früher in dem kleinen Hörsaal, und wenn er ehrlich war, mußte er bekennen, daß er Beate Rehfeld ganz gern noch einmal bei einer ausgefallenen Verbform geholfen hätte. Wenn sie gar einmal nicht erschien, verspürte er deutlich so etwas wie eine Enttäuschung.

Heimlich lachte er sich aus, schalt sich einen Narren. Wie konnte er nur auf den Gedanken verfallen, er mache Eindruck auf dieses verwöhnte Mädchen! Etwa mit seinem Wissen? Nein und nochmals nein!

„Walter, wir wollen vernünftig sein und uns vor allem nicht blamieren!“ redete er sich einmal vor dem Spiegel freundschaftlich zu.

Vernünftig sein wollte schon so mancher. Und der Frühling lachte ihn dann aus, wenn die ganze Vernunft in die Brüche ging.

Auch während der Arbeit im Verpackungssaal der Fabrik mußte Walter Kleinau oft an Beate Rehfeld denken. Er machte die seltsame Entdeckung, daß er sich seine Mitstudenten im Sanskritkursus mühelos leiblich vorstellen konnte, Beate Rehfeld jedoch nicht. Er brachte ihre Züge einfach nicht mehr vor seinem inneren Auge zusammen. Ihr Bild narrete ihn. Wenn er es zusammenzuhaben glaubte, zerfloß es in nichts.

Bis er sie dann wiedersah –

Zum erstenmal wurde er wegen nicht ganz sorgfältiger Arbeit getadelt. Er nahm sich zusammen. Der Vorarbeiter war sonst sein Freund, er sollte keinen zweiten Anlaß zum Tadeln finden.

Beate Rehfeld war sehr freundlich zu Walter, seitdem sie sich neben ihm über das Buch gebeugt hatte. Wenn sie kam, gab sie

ihm die Hand, und während der Pause unterhielten sie sich gelegentlich. Und wenn sich während des Unterrichts ihre Blicke trafen, dann lächelte sie.

Dieses Lächeln – im Verein mit dem Frühling – veranlaßte den Studenten Walter Kleinau eines Tages, Beate Rehfeld zu fragen: „Fräulein Rehfeld, ich würde zu gern mal ein wenig länger mit Ihnen sprechen – irgendwo, wo es schön ist. Würde – das möglich sein?“

Es huschte so etwas wie ein Freudenschimmer über das Gesicht des Mädchens, dem jedoch sofort ein dunkler Schatten folgte.

„Es wird leider nicht möglich sein, Herr Kleinau –“

„Oh, dann bitte ich um Vergebung – ich dachte nur –“

„Traurig dürfen Sie nicht sein, Herr Kleinau. Vielleicht – ist es doch einmal möglich – nur jetzt nicht.“

Natürlich hat das gutsituierte, schöne Mädchen seine Verehrer, sagte sich Walter, und wer weiß, wer zu denen alles gehört. Ihr Vater ist doch ein bekannter Arzt! Was mache ich Esel aber auch für Dummheiten!

Im Unterricht bemühte er sich daraufhin, nicht mehr zu Beate Rehfeld hinüberzusehen, und ärgerte sich, als er feststellen mußte, daß man bestimmte Menschen nicht ohne weiteres aus den Gedanken verbannen kann.

Die Tante hatte wohl die Veränderung in Walters Wesen bemerkt. Sie beobachtete ihn sorgfältiger und machte seiner Mutter, ihrer Schwester, brieflich gelegentlich Andeutungen. Und die gute Mutter mahnte und mahnte nun wieder und warnte ihren Sohn vor der bösen Welt. Das Semester ging zu Ende.

Walter wurde von seiner Fachschaft aufgefordert, an einem Kursus teilzunehmen und in der Landwirtschaft zu helfen. Er fügte sich. Kam er doch auf diese Weise etwas herum. Den Rest der Semesterferien verbrachte er bei den Eltern, deren übergroße Fürsorge – vor allem von seiten der Mutter – ihm ein wenig lästig zu werden begann. Endlich konnte er wieder abreisen.

In der Universität sah er als erste Belegliste die von Lektor Webbs ein. Fräulein Rehfeld hatte sich bereits eingetragen – sie war Studentin der Philosophie.

Beate Rehfeld war die Herzlichkeit selber, als sie sich wieder-sahen. „Wo haben Sie denn während der Ferien gesteckt, Herr Kleinau?“ fragte sie.

„Ach, ich bin herumgekommen.“ Er nannte die Orte. Und er fügte hinzu: „Insgeheim hoffte ich immer, Sie irgendwo auf einem Kartoffelfeld zu entdecken.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich Walter Kleinau auch schon albern vorkam. Und Beate Rehfeld war plötzlich ernst.

„Sie konnten mich dort nicht treffen“, sagte sie, „aber ich freue mich – Sie sehen so gesund aus!“

Nach und nach lief der Lehr- und Lernbetrieb wieder im alt-gewohnten Gleise.

In der Universität gab es kleine und größere Aufläufe und Zusammenstöße. Ein Angehöriger des NS-Studentenbundes, ein Archäologe, hatte an das Schwarze Brett der Theologen vor aller Augen eine herausgeschnittene Buchseite geheftet, worauf ein Professor Hauer den christlichen Glauben und die Bibel schmähte. Als er auch noch einen Ausschnitt aus dem „Stürmer“, einer anti-semitischen Schmähezeitung, anheften wollte, fiel ihm ein Theologe in den Arm und riß alles wieder ab. Es kam zu einer Rempelei, die ein Nachspiel hatte. Man mußte sich vor dem „Bier-richter“ verantworten, wie der Universitätsrichter genannt wurde, und da gab es Verweise.

„Klamauk!“ dachte Walter Kleinau; aber irgendwie rumorte es doch in ihm. Mit ziemlich komplizierten Gedanken im Kopfe stieß er eines Morgens vor der Universitätstreppe auf Fräulein Beate Rehfeld. Er befand sich auf dem Wege zu einer kirchengeschichtlichen Vorlesung.

„Guten Morgen, Herr Kleinau“, sagte Beate Rehfeld. „Haben Sie jetzt schon eine Vorlesung?“

„Ja, Kirchengeschichte vier“, erwiderte er.

„Eigentlich schade“, sagte sie.

„Schade? Wieso?“

„Ach – man hätte mal ein bißchen in der Sonne hin und her gehen können – wollten wir das nicht längst schon einmal? Ein bißchen

mehr erzählen? Da sitzen wir beim guten Doktor Webbs und pauken Sanskrit, sehen uns die Woche zweimal und kennen uns doch nur vom Ansehen.“

„In die Vorlesung muß ich nicht unbedingt“, sagte Walter.

„Oh, nun habe ich Sie zum Schwänzen verleitet!“ lachte Beate.

„Nein, so schlimm ist das nicht, wenn ich mal schwänze – eigentlich repetiere ich ja nur.“

„Also gehen wir ein Stück?“

Sie gingen langsam über die Wege der morgennassen Grünanlage hinter der Universität. Zu einer unbefangenen Plauderei kam es nicht. Walter Kleinau ging klopfenden Herzens neben der gleichaltrigen Kommilitonin her und sagte dann und wann etwas mit einer rauhen Stimme, über die er sich ärgerte. Wo waren nur all die gedachten Gespräche mit Beate Rehfeld? Plump und schwerfällig kam er sich vor, ja albern, und er war froh, als die Turmuhr die volle Stunde schlug.

„Nun muß ich aber ins religionsgeschichtliche Seminar“, sagte er, „dort bin ich nämlich Famulus.“

Beate nickte. Er reichte ihr die Hand. Und plötzlich sagte sie: „Walter, was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen den Vorschlag machte, mal einen gemeinsamen Ausflug zu unternehmen?“

„Beate?“ sagte er, ehrlich erstaunt und völlig überrascht. Und er fügte sogleich hinzu: „Donnerstag habe ich einen fast freien Tag.“

„Das wäre übermorgen – gut! Früh um acht – Hauptbahnhof, Blumenkiosk! Ja?“

„Ja, natürlich – gern!“

„Wiedersehen, Walter!“

„Wiedersehen, Beate!“

Walter Kleinau konnte an diesem Tage keinen Gedanken einigermaßen vernünftig zu Ende denken. In allem, was ihm durch den Kopf ging, geisterte Beate herum. Es war Dienstag. Noch einen vollen Tag, den Mittwoch, mußte er warten. In der Nacht zum Donnerstag fand er keinen Schlaf.

„Nanu, du ziehst dich ja heute so gut an?“ fragte am Donnerstag früh erstaunt die Tante. Walter sagte nur:

„Es muß heute mal sein, Tante. Und ich komme wahrscheinlich erst spät nach Hause, du brauchst nicht auf mich zu warten.“

„Soso!“ meinte die Tante etwas pikiert; sie liebte es nicht, wenn man ihr nicht alles sagte, was man vorhatte.

Walter sprang in die Straßenbahn und fuhr zum Bahnhof. Beate war schon da. Und wie sie aussah! Er fragte sich, ob er nicht träume. Dieses Mädchen da – und er! Sie beide wollten jetzt gemeinsam eine fröhliche Fahrt unternehmen?

Beate trat ihm mit großer Unbefangenheit entgegen. Walter Kleinau gehörte nicht zu den Menschen, die andere bis in die kleinsten Regungen hinein beobachten; sonst wäre ihm gewiß aufgefallen, daß es im Gesicht des Mädchens zuweilen unruhig zuckte.

„Also: Fahrt ins Blaue“, sagte Beate, „kommen Sie, Walter – die Fahrkarten habe ich schon gelöst.“

„Ich komme nicht aus dem Staunen – die Fahrkarten haben Sie schon, Beate?“

„Ja. Ich wußte doch, daß Sie kommen würden.“

Sie stiegen in einen Schnellzug, der in nördlicher Richtung dahineilte. Walter hatte auf einen Abstecher in die parkähnlichen Waldungen der Stadt mit ihren kleinen, modernen Restaurants oder älteren Bauernwirtschaften getippt – statt dessen ging es erst einmal in die Ferne.

Nach drei Stunden stiegen sie in einen Spielzeugzug um und fuhren in eine kleine Stadt an einem breiten, blauen Strom – zwei wirklich Fremde. Oder war hier nur Walter der Fremde?

Die Stadt hatte ihre große Zeit längst hinter sich. Jetzt lag sie vor ihnen – still, verträumt. Stufengiebel an den Häusern und Wehrtürme legten Zeugnis ab von einstiger Wachsamkeit und Größe. Der Turm einer imposanten Hallenkirche zeigte zu den Wolken hinauf. Das alte Rathaus war ein Konditorwerk aus Ziegeln, als solches kunstgeschichtlich berühmt.

„Dieses Nest hat meine ganze Liebe“, sagte Beate, „haben Sie es – ach, hast du es schon vorher gekannt?“

„Beate!“ sagte Walter leise. „Nein, du, ich kannte das Städtchen bisher nur dem Namen nach.“

Sie schob ihre Hand unter seinen Arm. Sonnenlicht lag auf der leicht buckligen Hauptstraße mit einer Fülle alter eiserner Laternen und kunstgeschmiedeter Wirtshausschilder. Vor vielen Fenstern standen grüne Geranienkästen.

Seltsam die Menschen, die den beiden hier begegneten. Ältere Herren mit silbernen Krücken an den Spazierstöcken, Frauen mit sogenannten „Mopsbändchen“ um den Hals.

War die Zeit hier stehengeblieben? Schlugen die Wellen der deklamierenden, drohenden, kommandierenden Zeit nicht bis in dieses Städtchen am Strom? Gewiß, die Fahnen hingen hier und da, die Walter Unbehagen verursachten, wenn er sie sah. Er bemühte sich, sie nicht zu sehen. Ihm schien, als schaue auch Beate an ihnen vorbei oder durch sie hindurch.

Wohin wollte sie eigentlich?

Sie gelangten in einen kleinen Park. Ein Mann in bronzenen Stulpenstiefeln auf einem rötlichen Steinsockel mußte es sich gefallen lassen, daß sich die Spatzen auf seinem breiten Federhut höchst ungezwungen gaben. Beate lachte. Der Weg, den beide eingeschlagen hatten, endete vor einem dunklen Eingang.

„Hier geht's hinauf zum Wehrgang“, sagte Beate, „komm, steigen wir mal hinauf!“

Über eine etwas schadhafte Treppe ging es in die Höhe. Oben konnte man durch ein scheibenloses Fenster in die Ferne schauen. Walter war überwältigt. In dunstigen Fernen verlor sich der breite Strom, auf dem Schleppekähne schwammen und Schlepper Rauchwolken ausstießen. Weites Wiesenland umsäumte ihn. Die zahllosen schwarzweißen und braunen Tupfen darauf waren Kühe. Darüber hin segelten freundliche Kumuluswolken, unten wie abgeschnitten. Sie konnten einem das Herz mit Fernweh erfüllen.

Walter Kleinau spürte Beate an seiner Seite. Sie war kleiner als er.

„Ich kann dich verstehen“, flüsterte er, „und ich danke dir, daß du –“

„Sag bitte nichts und frag nichts!“ bat sie ihn leise und schmiegte sich noch enger an ihn.

Sie gingen wieder hinunter in den Park. In einem kleinen, abseits gelegenen Restaurant mit nur wenigen weißgedeckten Tischen aßen sie zu Mittag. Sie waren fast fertig, als ein älterer Herr das Restaurant betrat und sich höflich bei ihnen erkundigte, ob der Stuhl an ihrem Tisch noch frei sei. Er setzte sich und bekam sein Essen ohne umständliche Bestellung – wahrscheinlich war er Stammgast. Zum großen Erstaunen der beiden jungen Menschen sagte er nach dem Essen: „Sie gestatten, mein Name ist Doktor Grapp, ich bin Jurist – oder war es. Wenn – ich Sie bitten würde, mit mir ein Gläschen Wein zu trinken – dürfte ich damit rechnen, daß Sie mir die Bitte gewährten?“

Beide sahen sich an und sagten dann wie aus einem Munde:

„Aber gewiß, Herr Doktor! Nur – was verschafft uns die Ehre?“

Der alte Mann winkte dem Kellner, mit dem er sich flüsternd unterhielt. Wenig später kam dieser mit einer Flasche wieder, deren Etikett von einem gewissen Alter zeugte. Mit umständlicher Korrektheit stellte er Gläser hin und ließ den Doktor die Probe anstellen. Der alte Herr nickte zufrieden. Dann trank er den beiden jungen Menschen zu: „Ich freue mich, Ihnen begegnet zu sein – haben Sie Dank!“

„Aber zu danken haben doch wir, Herr Doktor!“ sagte Beate.

„Nein, nein“, wehrte er eigensinnig lächelnd ab, „es ist schon so: Ich möchte Ihnen danken.“

Er sprach mit ihnen über ihr Studium und über Universitäten. Jena liebte er – und Tübingen.

Er zahlte und sagte: „So – nun muß ich gehen. Grüß Gott!“

Sie dankten beide mit dem ihnen ungewohnten Gruß, in dem in dieser Zeit das Nein zu der allgemein geübten Menschenverherrlichung lag.

„Fast könnte man meinen, man sei ins Ausland gereist“, sagte Walter leise zu Beate. Doch da erschrak er. Sie sah plötzlich unsäglich traurig aus.

„Was hast du denn?“

„Nichts – nein, gar nichts. Ich bin zuweilen so – wenn ich sehr glücklich bin.“

Sie zahlten und gingen – nach einem kleinen Streit, wer die

Kosten tragen sollte. Beate bestand darauf. Gewissermaßen sei er ihr Gast, sagte sie.

Es gab noch mancherlei anzusehen. Ein kleines, etwas muffiges Stadtmuseum, in dem sich kein Mensch aufhielt. Die domartige Stadtkirche, die Walter interessierte und in der er Beate manches erklären konnte, was sie – merkwürdigerweise – nicht zu wissen schien. Sie hörte ihm interessiert zu.

Inzwischen war es Nachmittag geworden, die Sonne warf längere Schatten, die engen Gassen wurden dunkler.

„Müssen wir nicht bald zurückfahren?“ fragte Walter. „Wir haben uns am Bahnhof gar nicht nach den Zügen erkundigt – das hätten wir wohl doch tun sollen?“

„Ich habe alles notiert. Unser Zug fährt ziemlich spät. Wir haben dann Anschluß an den D-Zug, der uns schnell wieder nach Hause bringt. – Du – ich sitze gern an breiten Flüssen, wenn der Abend kommt und die Sonne untergehen will.“

„Also gehen wir an den Fluß hinunter!“

Durch das Fischer- und Schifferviertel mit seinen niedrigen Häusern verließen sie die Stadt und gelangten auf einen Pfad, den Angler und einsame Spaziergänger ausgetreten haben mochten. Über den Fluß wehte eine leichte, etwas kühlere Brise. Auf einem großen Buhnenstein, um den die Wasser quirlten und gurgelten, ließen sie sich nieder. In der Ferne hörten sie die Schreie badender Jugend. Immer wieder wurden Schleppkähne stromauf gezogen oder stromab. Ein Schiffer rief den beiden einen fröhlichen Gruß zu.

Nach langer Stille sagte Beate: „Du willst Pfarrer werden, Walter, ja?“

Er nickte. Wozu fragte sie ihn das? Sie wußte doch, daß er Theologie studierte und daß es für ihn keinen anderen Weg gab.

„Und du mußt das – du kannst nicht anders?“ fragte Beate wieder.

Was sollte er ihr erwidern?

Nein, er könne nicht anders. Für ihn gebe es nur diesen Weg. Er würde allerdings froh und erleichtert sein, wenn er das Studium hinter sich gebracht habe. Das sagte er ihr.

Aber sie schien auf etwas anderes hinauszuwollen.

„Du könntest niemals umsatteln – nie auf einen anderen Beruf hinarbeiten? Es gibt doch Dinge, die durchaus im Bereich des Möglichen und damit auch nicht allzu Ungewöhnlichen liegen. Du bist sprachbegabt, das weiß ich. Könntest du damit nichts machen – könntest du nicht zum Beispiel – Bibliothekar werden?“

Walter Kleinau hatte nicht einen Augenblick daran gedacht, mit seinem Hobby berufliche Absichten zu verbinden. Und was sollte er schon mit Sanskrit anfangen?

„Umsatteln? Nein, das könnte ich nicht!“ erklärte er.

Beate nickte.

„Darf ich dich noch etwas fragen? Eigentlich ist es ja unfair – dich habe ich gebeten, nichts zu fragen!“

„Frag immer, Beate!“

„Danke! Wie hast du dir den Anfang in deinem künftigen Beruf gedacht?“

„Ehrlich gestanden: Darüber habe ich mir bisher herzlich wenig Gedanken gemacht. Meine Arbeit und das Studium haben mich so eingespannt, daß solche Gedanken noch ganz außerhalb liegen. Aber wie soll ich mir den Anfang denn denken? Ich werde froh sein, wenn ich das erste Examen hinter mir habe. Es ist nämlich alles andere als leicht, viele rasseln durch. Dann werde ich in ein Predigerseminar müssen. Dann zu einem Superintendenten als Vikar. Das wird noch so zwei Jahre dauern. Na, und wenn alles glatt geht, lande ich wohl nach dem zweiten Examen in einem Dorf.“

„Wahrscheinlich oben im Gebirge?“

„Ja, höchstwahrscheinlich.“

„In einem Dörfchen im Waldtal mit einem schiefergedeckten, traulichen Pfarrhaus, einem hübschen Kirchlein, freundlichen Menschen, würdigen und biedereren Kirchenältesten, einem Garten mit Bienenstöcken und einem geliebten Meditationspfad im nahen Walde –“

„Du malst das ja herrlich aus – aber warum sollte das nicht so werden?“

„Weil es das bald nicht mehr geben wird – mein guter Junge!“

Beate hatte diese Worte so hart gesprochen, daß er erschrak.

„Es wird immer auf die Gegend ankommen“, sagte er, mehr, um etwas zu sagen.

„Nein, Walter! Der Atem dieser Zeit wird auch in das letzte Walddorf vordringen. Du wirst Not haben, vielleicht große Not. Das wollte und mußte ich dir jetzt endlich sagen. Nicht etwa, um dir den Mut zu nehmen, sondern nur, um dir Klarheit zu geben – mein Träumer! Das bist du nämlich – oder willst es krampfhaft sein, genau weiß ich es nicht. Irgendwie willst du die Gegenwart nicht sehen. Aber man bannt Ungewolltes nicht, indem man so tut, als wäre es nicht vorhanden. Das Idyll, von dem verschiedene deutsche Dichter so Schönes geschrieben haben, ist im Sterben. Es ist aus mit Sesenheim! Kampf ist – und was für Kampf wird noch kommen. Ein Kampf, der alle Maßstäbe übersteigt, ein Kampf, so maßlos grausam, daß er nicht mehr Kampf genannt werden kann. Bestenfalls wirst du ein Narr sein, ein verlachter Narr, Walter – bestenfalls! Und Menschen, die dir nahestanden, werden dir fremd werden –“

„Bist du Cassandra?“

„Alles andere“, sagte Beate und blieb ernst.

Es entstand eine lange Pause. Eine Heringsmöwe kam dicht über den Wassern des Stroms dahergeflogen.

„Beate?“ begann jetzt Walter.

„Ja?“

„Nur eine Frage – glaubst du an Gott?“

Beate antwortete nicht sogleich. Sie fürchte die Stirn, er sah es.

„Ich will an den Gott meiner Väter glauben. Ja, ich lüge nicht, wenn ich das sage. Es ist jedoch auch Wahrheit, daß mir dieser Glaube – Glaube überhaupt – sehr schwer wird.“ Leise fügte sie noch hinzu: „Die Bürde wird immer drückender – und ist doch nicht neu.“

In Walter Kleinau ging alles durcheinander. Es war das erste Mal, daß er in solcher Vertraulichkeit mit einem Menschen sprach. Wenn er mit seinen Eltern über Glaubensdinge gesprochen hatte, dann war sein Reden stets gehorsames Zustimmung und Beipflichten gewesen. Er hatte stets gewollt, was seine Eltern wollten.

Und er wollte ihnen gehorsam sein, wollte das Evangelium verkündigen. Aber er war doch erschrocken. Standen die Dinge wirklich so, wie Beate sie mit ihren Worten umrissen hatte – gab es einen Lauf der Dinge zum Bösen hin? Einen unaufhaltsamen Lauf in einen Kampf, der nicht mehr Kampf genannt werden konnte. Würde man anzugreifen wagen, was durch die Jahrhunderte geheiligt war?

Hatte er sich das Pfarrer-Werden falsch vorgestellt – zu einfach, zu leicht, zu selbstverständlich?

Was meinte Beate, als sie gesagt hatte: „Die Bürde wird immer drückender – und ist doch nicht neu!“?

Und dann ihr radikales: „Es ist aus mit Sesenheim!“

In gewissem Sinne ist ein Verkündiger des Evangeliums immer ein Mensch des Kampfes. Wie oft ist vom Kampf, vom Leiden die Rede in den alten Glaubensdokumenten! Er muß kämpfen gegen die Schläfrigkeit, die Rücksichtslosigkeit, wie sie in jedem noch so kleinen Nest hinterm Walde anzutreffen sind.

Aber meinte Beate dies?

Ihre Worte zielten doch deutlich auf das, was man „Kirchenkampf“ zu nennen begonnen hatte. So weit träumte er nicht in den Tag hinein, daß er davon nichts merkte. Jeden Tag versammelten sich die verschiedenen Studentengruppen zu ihrem besonderen Ständerling. Bekennende Kirche – Deutsche Christen. Die Antipoden. Professoren ließen gelegentlich Bemerkungen fallen, waren im allgemeinen aber zurückhaltend.

Wie gut hatte Beate ihn erkannt! Es ging wahrhaftig nicht um das Idyll – es ging um das Ganze. Wenn er Pfarrvikar oder Pfarrer war, würde er nicht mehr sagen können, er sei Werkmann und habe keine Zeit! Man würde von ihm klare Stellungnahmen verlangen – so oder so, aus der Gemeinde heraus und von außen. Und dann mußte er Farbe bekennen. Die Farbe konnte aber doch nur das Evangelium und das Bekenntnis sein. Also war es sicher das beste, wenn er noch fleißiger Theologie trieb. So würde er seinen Antworten die feste Fundierung des Glaubens unterlegen können. Aber ob er immer stark genug war, das Richtige zu tun? Leiden auf sich nehmen?

Der Gedanke machte ihm zu schaffen.

„Ich glaube, Beate, es wird zu allen Zeiten Wege geben, die man gehen kann, ohne sein Gewissen zu verletzen“, sagte er. „Bloßes Glück und Wohlergehen suche ich ja nicht. Ich will wirklich keine Karriere im Talar machen, und ich habe von Haus aus gelernt, bescheiden zu sein.“

Beate schmiegte sich an ihn.

„Wenn du diese Kunst beherrschst, Walter, dann wird es dir vielleicht gelingen, mit unverletztem Gewissen zu wirken und einen leidlich geraden Weg zu gehen. Ich – das muß ich frei gestehen – beherrsche sie leider nicht – und muß sie wohl doch noch lernen. Doch nun wollen wir diese Dinge lassen, ja?“

Sie saßen auf der Bühne am Strom, bis die Dämmerung hereinbrach.

„So, und nun brechen wir auf ohne Hast“, sagte Beate.

„Möchtest du denn nicht noch etwas essen?“ fragte er.

„Das wollte ich dich gerade fragen.“

Sie lachten.

„Ich habe einiges mit“, sagte Beate, „wir können es im Zuge essen.“

Im Schnellzug fanden sie ein leeres Abteil, aber sie sprachen wenig. Sie sahen zum Fenster hinaus. Dunkelheit senkte sich auf die vorübergleitenden Landschaften, und Lichtpunkte tauchten auf, die sich zu Strichen verzogen.

„Ich bringe dich nach Hause“, sagte Walter auf dem Bahnhof der Universitätsstadt. „Muß man ein Taxi nehmen?“

„Wir können gut zu Fuß gehen“, sagte Beate.

Untergehakt gingen sie durch die nächtliche Stadt. Beate lenkte ihre Schritte nach einem Stadtviertel, in dem zahlreiche Professoren, Künstler und Ärzte wohnten. Vor einer eisernen Gartenpforte blieb sie stehen.

„Hier wohne ich!“

Sie holte das Schlüsselbund aus der Handtasche, sehr langsam, ohne jede Hast, und schloß die Vorgartentür auf. Die Tür kreischte leise. Walter sah im Hintergrund ein viereckiges Haus mit einem Treppenaufgang.

„Gute Nacht, Beate“, sagte er und reichte ihr die Hand, „und hab Dank für den schönen Tag!“

Da trat sie dicht an ihn heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern, hob sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn.

„Gott sei immer mit dir, Walter!“ sagte sie, wandte sich um und lief auf das Haus zu, ohne die Pforte abzuschließen.

Walter war schon ein Stück gegangen, als er hörte, wie sie das Vergessene nachholte. Er wandte sich nicht um. Er mußte laufen, laufen, um das soeben Geschehene unterzubringen.

War er nun glücklich – oder begann ein Unglück?

Was hatte der heutige Tag, so schön er war, letztlich für ihn zu bedeuten?

Fast wünschte er, der alte Wecker seiner Tante möchte klingeln und das Erlebnis zu einem Traum stempeln.

Was wollte Beate Rehfeld von ihm – von Walter Kleinau, dem Theologen?

Die Tante schlief, als Walter nach Hause kam. Sie hatte ihm die Kaffeekanne unter die behäbige, selbstgehäkelte Haube gestellt. Er aß und trank nicht.

Am nächsten Morgen zog die gute Tante ein Mäulchen – es paßte ihr nicht, daß Walter ein Geheimnis vor ihr hatte. Aber Walter hatte noch immer mit sich zu tun – seine Gedanken machten ihm noch immer zu schaffen – was hätte er da der Tante sagen sollen! Und schließlich mußte die gute Tante auch einmal begreifen, daß er kein kleiner, schutzbedürftiger Dorfjunge in der Großstadt mehr war, den man vor allem vor der gefährlichen Straßenbahn warnen mußte.

Die Tage schlichen dahin. Die Stunden in der Fabrik schienen endlos. Zu allem Überfluß fiel die nächste Sanskritstunde aus, Lektor Webbs hielt einen Vortrag in einer anderen Stadt.

Jeden Tag sah Walter Kleinau nach dem Briefkasten – und nach der Stelle auf dem Tisch, wo die Post zu liegen pflegte, wenn er welche bekommen hatte.

Endlich war auch diese Woche vorbei. Die nächste Sanskritstunde nahte. Walter Kleinau kam gute zehn Minuten zu früh in die Universität und saß lange ganz allein in dem kleinen Hörsaal.

Nach und nach stellten die Bekannten sich ein. Jedesmal, wenn Walter vor der Tür Schritte vernahm, schaute er gespannt dorthin. Aber schließlich kam Dr. Webbs, hob den Arm zum Gruß und packte seine Bücher aus; die Übungen begannen.

„Ach – das muß ich wohl noch sagen“, unterbrach sich Dr. Webbs, „wir haben eine Inderin verloren. Fräulein Rehfeld hat sich abgemeldet!“

Walter Kleinau saß starr.

In dieser Stunde war mit ihm nicht viel los, und Dr. Webbs schielte ein paarmal stirnrunzelnd über seine Brille nach ihm hin.

Als die Stunde zu Ende war, ließ sich Walter Kleinau beim Einpacken seiner Bücher und Hefte Zeit. Er trat an das Pult, hinter dem Dr. Webbs noch saß, als die anderen den Hörsaal bereits verlassen hatten.

„Herr Doktor, dürfte ich Sie etwas fragen? Ich war – Fräulein Rehfeld und ich waren – befreundet. Sie habe sich abgemeldet, sagten Sie?“

Der Lektor sah Walter Kleinau ein wenig erstaunt an. Dann nickte er. Wortlos nahm er seine Tasche und faßte Walter leicht am Arm. Er ging mit ihm den langen Gang entlang, der an der einen Front des großen Lichthofs der Universität endete. Dort, wo kein ungebetener Zeuge ihn hören konnte, sagte er leise:

„Aber haben Sie denn nicht gewußt, daß Fräulein Rehfeld – Jüdin ist, Herr Kleinau? Doktor Rehfeld ist mit seiner Familie emigriert, soviel weiß ich genau. Aber Fräulein Rehfeld hat mir nicht mitgeteilt, wohin ihre Familie auswandern wollte.“

Walter Kleinau sah mit großen, staunenden Augen den Lektor an, der vor sich hin nickte. Nach einer langen Verlegenheitspause legte er Walter die Hand auf die Schulter: „Trotz allem: Kopf hoch, Kleinau – es ist wohl gut so!“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“ sagte Walter.

Als es klingelte, blieb Walter auf einer Bank im Winkel des Licht-hofs sitzen; er konnte unmöglich eine Vorlesung besuchen.

Der große Abschied war es also gewesen – für Beate.

Das Blut schoß ihm in den Kopf: Ihn ausgerechnet hatte sie zum Statisten dieses Abschieds gemacht – Beate!

Aber nein, nein, nein – dazu war Beate zu ehrlich.

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen – jetzt konnte er so manches ihrer Rätselworte verstehen.

Tagelang wartete er auf ein Lebenszeichen von Beate – auf einen Brief mit ausländischen Marken und blauweißbrotem Rand. Er wartete vergebens. Die tägliche Enttäuschung bereitete ihm fast körperliche Schmerzen. Lange hielt dieser Zustand an. Aber mit der Zeit atmete der Theologe Walter Kleinau doch wieder freier, und er konnte lächeln. Irgendwie war er ein anderer geworden. Der Hauch hatte ihn gestreift – der giftige Hauch, von dem Beate gesprochen hatte. Er hatte ihn streifen müssen, um ihn wachzurütteln.

Manches mußte Walter Kleinau nachholen, und er tat es mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Er wußte jetzt, worauf es ankam. Er war beteiligt.

Isabella

Es war Pfingstsonnabend, und Isabella war in das Dorf gekommen. Mit dem Auto. Dem eigenen Auto. Das heißt: Es gehörte natürlich ihrem Manne und war ein Kraftwagen eigener Art.

In vielen Häusern war bei der Nachricht die Stimmung jäh umgeschlagen. Sie ist sowieso labil in solchen Vorbereitungszeiten, und es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um sie zum Umfallen zu bringen. Und dieser Anstoß war mehr als derb.

Nicht wenige junge Frauen im Dorf hielten ein Auge auf ihre Männer. Und wenn diese einmal mehr als sonst ans Fenster traten und auf die Dorfstraße hinausschauten, brach das Unwetter los.

„Na, dann gibt's wohl ein fröhliches Wiedersehen!“ kam es spitz aus einer Ecke oder vom Küchenherd.

Und ebenso spitz, aber mehr noch ehrlich verärgert, hallte es zurück: „Daß du die alten Sachen nicht ruhen lassen kannst – sie ist doch mit ihrem Mann gekommen!“

Sogar die Frau des Pfarrers konnte sich eine Bemerkung nicht verkneifen: „Deine Musterschülerin und einstige Verehrerin, Martin!“

„Beteiligst du dich an dem alten Gehechel, Elisabeth? Nur weil das Mäd'el – die Frau – ihre alten Pflegeeltern besucht? Noch dazu als Ehefrau mit ihrem Mann!“

„Verzeih, ich sehe ein, daß es unrecht ist.“

„Schon gut, Elisabeth. Aber ärgere mich bitte nicht – denk an meinen Dienst morgen und übermorgen! Hinterher heißt es leicht, seine Predigt war nichts.“

„Ich will versuchen, allen Ärger von dir fernzuhalten, mein Lieber.“

Der Pfarrer, ein Mensch, der gewohnt war, seine Gedanken in harter Disziplin zu halten, sah sich beim Schreiben fortwährend in anderen Zeiten.

Er war damals gerade ins Dorf gekommen, jung und ledig, und hatte seine Besuchsrunde gemacht. Da war er auch zu dem Gemüsebauer Ferdinand Bergner und seiner Ehefrau Emma gekommen, einem kinderlosen Ehepaar, das ihn freundlich aufgenommen und kein Hehl aus seiner Not der Kinderlosigkeit gemacht hatte. Er, eifrig und tatendurstig, hatte den Leuten geraten, doch ein Kind als eigen anzunehmen, und zu seiner unbeschreiblichen Freude waren die beiden nach reiflicher Überlegung darauf eingegangen. Er war einer der ersten gewesen, der sich das kleine Mädchen – die beiden wollten durchaus ein Mädchen und keinen Jungen – angesehen hatte. Es hieß Isabella. Mit vollem Namen Isabella Eleonora. War ein aufgeschossenes Mädchen mit lustiger Stupsnase, einigen Sommersprossen und einem dunkelbraunen Wuschelkopf.

„Gut und schön“, hatte der Pfarrer nach der Besichtigung der Kleinen gedacht, „Kost und Umgang werden aus dem kleinen Flederwisch schon ein bäuerliches Mädchen machen. Aber der Name paßt nicht! Wer mag ihr den gegeben haben? Woher mag sie stammen? Schade, daß sie schon getauft ist, die Isabella – sonst hätte man sie nennen können, wie es sich ziemt: Erna, Else, Trude oder Anna. Dann wäre sie nicht aufgefallen. Kücken, die anders sind als die Mitkücken, hackt sogar die Glucke! Und Namen haben es an sich!“

Isabella gedieh bei Bergners, die ihre große Freude an dem jungen Leben in ihrer vordem so stillen Behausung hatten. Sie packte auch mit zu, als sie größer und kräftiger wurde, war durchaus ein folgsames und williges Kind.

Sie kam in die Landschule. Sogar der alte, gerechte Lehrer, den man mit „Herr Kantor“ titulierte, mußte ein Lächeln unterdrücken, als das Mädchen vor ihm stand und seinen Namen sagte: Isabella Eleonora Bergner. Sie sagte die Worte her wie die Zeile eines Gedichts. Natürlich sangen die anderen Kinder bald in den Pausen ein Lied, das damals gerade umging: „O Isabella, du bist

mein Ideal!“ Sie hatten es gehört, wenn sie sich an den Sonntag-
nachmittagen am Tanzsaalfenster die Nasen platt drückten.

Und dann ging es los: Keine Schülerin wollte neben Isabella
sitzen. Sie habe so einen komischen Namen. Und Mutter habe
gesagt –

Was Mutter denn gesagt habe, forschte der Kantor.

Mutter habe gesagt, man könne nicht wissen, ob die nicht von den
Zigeunern abstamme. Sie sehe doch so aus! Und sie habe einen
Zigeunernamen. Und wenn sie von den Zigeunern abstamme –
dann habe sie auch Läuse!

Der gerechte Kantor, erbost, griff ein. Er tat, was er in diesen
Jahren oft zu tun gezwungen war. Wer ihn bei dieser Arbeit ge-
sehen hatte, vergaß das Bild nie. Er nahm zwei Schiefergriffel
und begann die Köpfe seiner Schülerinnen zu untersuchen. Ge-
spannt schaute alles auf Isabella, die mit zornesrotem Gesicht
stillhielt. Er fand nichts bei ihr, gar nichts. Nun, Ferdinand und
Emma Bergner waren die Sauberkeit selber, und sie wären wohl
außer sich gewesen, wenn es geheißen hätte: „Die Isabella hatte
welche!“ Wohl aber fand der gerechte Kantor bei einigen anderen
Mädchen – nun, er mußte mit deren Eltern reden!

Mit dem Lernen ging es bei Isabella anfangs sehr schlecht. Sie
konnte irgendwie nicht begreifen, was man von ihr wollte. Konn-
te sich nicht konzentrieren. Sie schaute dem Kantor ins Gesicht
anstatt in ihr Lesebuch, und mit den Legestäbchen bildete sie
Häuser und Tiere statt der gestellten Aufgaben. Wenig später ge-
wöhnte sie sich an, auf alle Fragen sofort eine Antwort zu geben –
fast durchweg eine falsche. Es gab Lachsalven. Der Kantor drohte
ihr. Nach dem Unterricht lief Isabella mit der Schiefertafel und
den Büchern nach Hause, um ihrer Pflegemutter zu helfen. Mit-
unter verdrückte sie sich jedoch irgendwohin und war nicht zu
finden. Sie saß entweder am Waldrand und starrte zu den ziehen-
den Wolken hinauf oder hielt sich in einem Scheunenwinkel ver-
steckt. Soviel wußte man: Sie war ein Artistenkind. Einen Vater
hatte sie amtlich nicht. Die Mutter sollte vom Hochseil gestürzt
und ihren Verletzungen erlegen sein.

Ferdinand und Emma wurden böse, wenn ihnen jemand damit

kam. Sie hatten das elternlose Kind adoptiert, und damit war es ihr Kind. Aber manche Dörfler sind wie Bremsen, sie kommen mit einer Sache immer wieder, und in ihren Stumpfsinn kann sich eine gehörige Portion Frechheit mischen.

Dessenungeachtet gedieh Isabella. In der Schule gewöhnte man sich an sie und auch an ihren Namen. Mit dem Lernen ging es besser. Es war, als sei eines Tages ein Knoten gerissen – sie war den anderen deutlich in der Auffassungsgabe überlegen; aber die Art, lieber eine schnelle, wenn auch falsche Antwort zu geben, behielt sie bei.

Wie rasch wird aus einem kleinen Mädchen ein großes!

Wenn die Mädchen beim Turnen und Spielen antreten mußten, stand Isabella an erster Stelle. Wenn die Mädchen dann „Kreise machten“ und dazu uralte Spiellieder sangen – „Dornröschen war ein schönes Kind“ –, setzte Isabella ein spöttisches Mäulchen auf. Das war ihr zu lächerlich. Sobald sich Gelegenheit bot, sprang sie die Reckstange hinauf, machte mühelos die Kippe und einen Umschwung und ging mit einem eleganten Unterschwung ab. Dabei flogen ihre Röcke, und das war unanständig! Die guten anderen Mädchen machten so etwas nicht – sie hätten es auch nie fertiggebracht.

„An der werden die Bergners noch was erleben!“ wurde getuschelt.

„Sagt, was ihr wollt, in der ist Zigeunerblut!“

Das Mädchen Isabella entwickelte sich nun fast zu schnell und zu gut. Es wurde sogar hübsch. Zu hübsch. Alles mußte bei ihr über das Ziel hinausschießen.

Als sie in die Konfirmandenstunde kam, war sie schon fast eine kleine Frau, den übrigen Mädchen weit voraus.

Das entging natürlich den Dorfburschen nicht, den Grünschnäbeln mit den großen Schnäbeln und den alten Hagestolzen, die mit den Pferden von den Feldern hereinkamen. Sie warfen begehrlische Blicke auf Isabella oder sagten vom Pferd herunter nicht eben schöne Worte. Das wußte bald Mutter Emma, und für die arme, an alldem unschuldige Isabella begann eine Leidenszeit. Sie mußte härter arbeiten und bekam weniger Ausgang, und

wenn sie im Garten an einem Baumast turnte, kam die Mutter und schalt sie. Mutter Emma hatte nämlich hinter der Zaunhecke Kerle gesehen, die dem arglos turnenden Mädchen zuschauten. Auch der alte, gerechte Kantor hielt es für seine Pflicht, das entwickelte Mädchel strenger zu behandeln. Isabella wurde mitunter böse, sie trumpfte auf, fragte nach ihrem Recht und weinte dann gewöhnlich.

In der Konfirmandenstunde war sie fleißig. Der Pfarrer konnte aufgeben, wieviel er wollte: Isabella konnte es. Er spürte deutlich: Das Mädchen wollte ihm keinen Ärger machen. Ärger hatte er an anderen mehr als genug, die nicht nur nicht lernten, sondern auch den mühsam aufgebauten Unterricht grob störten.

„Mit weitem Vorsprung meine beste Konfirmandin“, sagte der Pfarrer, als er sich mit dem Kantor über die Kinder unterhielt, „und doch werde ich das Gefühl der Unruhe nicht los.“

„Ich will mich pensionieren lassen und nur noch meinen Bienen leben“, sagte der alte, gerechte Kantor, „wenn die Isabella erst verheiratet ist und einen guten Mann bekommen hat. Auch ich mache mir meine Sorgen. Nicht nur um sie – sondern auch um so manchen von den Jungen, die ich unterrichtet habe. Die Isabella ist ein fremder Vogel.“

„Dafür kann das Kind nichts“, sagte der Pfarrer.

„Nein, ihr ist da kein Vorwurf zu machen!“ beeilte sich der Kantor zu erwidern.

Eines Tages fand der Pfarrer einen großen, schönen Blumenstrauß auf dem Pult, als die Konfirmandenstunde beginnen sollte. Es war in der Hauptsache Türkenbund. Der gehörte zwar zu den geschützten Pflanzen, kam aber in der Gegend in solcher Fülle vor, daß man ihn für eine gewöhnliche Waldblume ansah.

„Von wem ist der Strauß?“ fragte der Pfarrer freundlich und doch ein wenig beklommen.

Keine Antwort. Isabella wurde jedoch für einen Augenblick blutrot. Der Pfarrer drang nicht weiter in seine Schüler. Nach der Stunde sprach er mit Isabella.

„Isabella, du darfst nicht lügen! Die Blumen sind von dir!“

„Ja“, sagte sie leise.

„Und – warum hast du sie hingelegt?“

„Weil Sie so gut sind, Herr Pastor – zu allen so gut – nicht nur zu mir –“

Da stand sie vor ihm, groß, hübsch, und er konnte ihrem Blick nicht standhalten.

„Du meinst es gut, Isabella. Aber bitte, tu es nicht wieder“, bat er sie. – Sie senkte den Kopf und ging.

In der Tür wäre der Pfarrer fast mit seiner Frau zusammengestoßen – er hatte vor einem halben Jahr geheiratet. Elisabeth hatte ihn wohl mit dem Mädchen reden hören und draußen gewartet. Ob sie alles verstanden hatte?

„Oh, die Kleine hat dir wohl diese schönen Blumen geschenkt?“ fragte Frau Elisabeth nebenhin.

„Ja, die Blumen sind von Isabella“, erwiderte er.

„Was hat das zu bedeuten, Martin?“

Er erschrak. So hatte er seine Elisabeth noch nie gesehen. Ihre stahlgrauen Augen waren hart auf ihn gerichtet.

„Überschwang der Gefühle, Elisabeth – hat an sich nichts zu bedeuten. Ist typisch für das Alter. Ich habe es ihr untersagt.“

„Es klang aber nicht wie ein Verbot!“

„Ja, ich habe es ihr nicht strikt verboten – ich habe sie gebeten, es nicht wieder zu tun. Seltsam: Da will ein kleines Menschenkind etwas Schönes tun – und dann wird es abgelehnt, sich verbeten –“

„Ein kleines Menschenkind? So sieht die aber gar nicht aus. Martin – denk an dich und mich! Denk an dein Amt!“

Er sah seine Gattin erstaunt an. Dann wurde er böse.

„Aber Elisabeth!“

„Verzeih mir, Martin – ich weiß, es ist dumm von mir gewesen! Aber ich kann mir nicht helfen – ich kann dem Mädels nicht gut sein. Da ist irgend etwas – ich weiß nicht, was –“

„Elisabeth! Sündigst du nicht – in deinen Gedanken?“

„Vielleicht, Martin! Ja, ich tue es wohl –“

Und der Pfarrer dachte, als er schweigend neben ihr zur Pfarre hinüberging: „Das andersfarbige Kücken – wie sie nach ihm hacken!“ Und er war entschlossen, sich schützend vor das Mädchen zu stellen, das nichts Verwerfliches getan hatte.

Isabella brachte keine Blumen wieder.

Sie wurde konfirmiert, aus der Schule entlassen und arbeitete fortan in ihrem Adoptivheim. Bei der Arbeit sang sie. Es waren nicht die üblichen Moritaten und Schlager, welche die Bauernmädchen sangen, sondern ganze Opernarien, die sie im Rundfunk gehört und behalten hatte.

„Da habt ihr das Künstlerblut!“ hieß es da.

Sie lernte ihre Kleider selbst nähen. Aber auch die waren immer ein wenig anders als die der Mädchen des Dorfes. Und wie Isabella sie trug – so leicht, als wären sie ein Teil von ihr.

Das Tanzen lernte Isabella ohne großes Lernen – es war, als habe sie es bereits als Kind gleich mit dem Laufen gelernt.

Und nun war es bald nicht mehr schön, wie sich die Burschen um sie hatten! Nachts piff es leise unter ihrem Fenster. Mutter Emma konnte hören, wie kleine Steinchen hinaufgeworfen wurden. Briefe ohne Absender kamen ins Haus. Auch der alte Bauer Ferdinand seufzte. Mutter Emma wachte jedoch mit Argusaugen über die Tochter. Aber was vermögen noch so scharfe alte Augen! Einsperren konnte man die Sechzehnjährige nicht mehr!

Nun schlugen sich die Männer um sie. Es hatte schon einige Anzeigen wegen Körperverletzung gegeben. Vor allem um die Kirmes herum war es übel. Da war Schlägerei Tradition – der Pfarrer mochte noch so sehr gegen all die widerlichen Bräuche wettern, man lachte ihn aus und tat, was Großvater schon getan hatte.

Isabella hatte kein Interesse an den Prügeleien um sie, und das allzu ungestüme Werben einzelner sagte ihr nicht zu. Sie war jedoch ein blutvolles junges Mädchen, und ihr Herz schlug bald für einen. Es war ein hübscher Bursche. Sie hatte ihn in der Schule kaum beachtet, aber jetzt mochte sie ihn – Klaus Röhner. Sie traf sich heimlich mit ihm. Er war lieb und nett. Anfangs. Dann aber steuerte er auf ein bestimmtes Ziel los. Um ihn nicht zu verlieren, ließ es Isabella ihn erreichen.

Da kannte Klaus sie plötzlich nicht mehr!

Er kam nicht zur ausgemachten Stelle, wie vordem.

Sie erfuhr, daß er sich seines Sieges rühmte.

Isabella wurde fast krank vor Zorn und Scham. Und als sie Mut-

ter Emma sogar beiseite in die Kammer führte, um mit ihr ein mütterliches Wort zu reden – auch in Trauer und Scham –, beehrte sie auf. War sie denn etwa schuldig? Was konnte sie dafür, wenn Klaus Röhner ein Lump war? Denn das war er!

Nun sollte man sie, Isabella, kennenlernen!

In der Tat schien in das Mädchen plötzlich der Böse gefahren zu sein. Es schien ihr zu gefallen, daß man sich ihretwegen prügelte. Die Dorfbälle waren – mit Ausnahme der Kirmeszeit – oft eintönig und langweilig gewesen. Jetzt fürchtete man das Erscheinen der schönen Isabella. Skandalgeschichten wurden geboren und erfunden. Es stimmte, daß das Mädchen Isabella bedenkenloser und großzügiger geworden war. Aber was wurde daraus gemacht!

„Deine Musterkonfirmandin“, sagte die Pfarrfrau, „mein Lieber, hatte ich in meinem Gefühl nicht doch ein wenig recht?“

Martin rautte sich das Haar.

„Was kann man nur tun? Jetzt glaube ich fast auch, daß es mit ihr kein gutes Ende nimmt!“

„Fast? Du wirst es bald ganz glauben müssen. Mir tun nur die alten Leute leid. Hätten einen so friedlichen Lebensabend haben können – und müssen sich nun grämen. Oft verstehe ich Gott nicht, Martin! Da haben zwei Leute das Beste gewollt – ach was, das Beste! Das uns Christen Gebotene! Und was ist daraus geworden?“

„Ich habe mit ihnen mehrfach gesprochen – auch mit ihr. Sie sagt nichts. Die Alten meinen, einen Mann sollte sie haben, die Isabella.“

„Na – und sie?“

„Sie will ja keinen! Sie verachte alle, hat sie einmal zu ihrer Pflegemutter gesagt. Alle wollten sie nur für kurz, um sie dann wegzuworfen. Höchstens – ach, lach nicht und schimpf nicht, Elisabeth –, höchstens einen Pfarrer würde sie nehmen, hat sie noch gesagt, oder einen Lehrer.“

„Du meine Güte! Na, dann weißt du ja, wenn ich mal sterbe...“

„Laß den Unsinn, Elisabeth! Du weißt ganz genau – so ein Unfug! Ich möchte das wirklich nicht wieder hören!“ Schweigen.

Nach einer Weile sagte Frau Elisabeth: „Martin, wir sind bald sieben Jahre hier im Dorf. Könnten wir uns nicht mal nach einer anderen Stelle...?“

„Nein!“ schnitt der Pfarrer ihre Rede ab. „Davongehen wegen eines Mädchens! Elisabeth, du bist wohl nicht gescheit? Aber das ist alles typisch Dorf, stehengebliebenes, altes Dorf! Engstirnigkeit und Borniertheit!“

Es war nicht das erste Mal, daß sie sich wegen der Isabella fast zankten – die in dem Augenblick vielleicht gerade im äußersten Wipfel eines Kirschbaums stand und beim Kirschenpflücken pffiff. Sie liebte die Leiter nicht, benutzte sie lediglich, um auf den Baum zu kommen, wo sie sich dann von Ast zu Ast bewegte.

Klaus Röhner war nicht mehr der einzige, der sich „rühmen“ konnte, die Gunst der schönen Isabella errungen zu haben. Es gab ihrer mehrere. Und es gab auch solche, die logen. Und diese traurigen Helden waren wohl auch die ersten, die dem Mädels den Titel beileigten, der wohl von allen der gemeinste ist.

Hure!

Ja, die „Herren“ waren sich einig: Isabella Bergner war eine Hure! „Die Dorfhure!“ sagten Grünschnäbel, um zu zeigen, daß sie mitreden konnten.

Mehr als einmal hörte der Pfarrer solche Gespräche ungewollt. Er hörte sie auch aus Mündern, denen er anderes zugetraut hätte. Ein Gefühl des Ekels bemächtigte sich seiner, und allen Schandmäulern zum Trotz besuchte er Ferdinand und Emma öfter.

„Wir konnten das ja alles nicht wissen, Herr Pastor“, klagten sie. „Wir haben es gut gemeint – nein, wir machen Ihnen keinen Vorwurf, daß Sie uns den Rat gaben –, das kann ja kein Mensch vorher wissen!“

Was sollte er sagen?

„Vielleicht war es verkehrt, sie zu verpflanzen – hier ist vielleicht nicht der richtige Boden für sie gewesen. Wenn man nun versuchte, sie zu bewegen, anderswo einen Dienst anzunehmen?“

„In Stellung?“ fragte erschrocken die Kleinbäuerin. „Nein, Herr Pastor, wir sind ja alt, wir brauchen sie, und arbeiten tut sie ja. Und wenn es nun schon so ist, wo wir aufpassen und dem Mäd-

chen immer wieder ins Gewissen reden – wie soll es dann werden, wenn sie ganz für sich ist und kein Mensch mehr ein gutes Wort zu ihr sagt? Nein, das geht nicht.“

Weiteren Rat wußte der Pfarrer nicht.

Aber er konnte der Isabella nicht böse sein. Er war überzeugt, daß sie nicht allein die Schuld an all dem Elend trug, sondern daß viele „ehrbare“ ältere und jüngere Männer genauso schuldig waren wie sie. Wenn er ihr begegnete und sie ihn freundlich grüßte, dankte er ihr ebenso freundlich. Kamen sie nahe aneinander vorbei, bemerkte er, daß da eine andere Isabella ging als jene, die ihm Türkenbund mit in die Konfirmandenstunde gebracht hatte. Eine, die etwas in den Augen hatte, das auch ihn beunruhigte.

Er spielte schließlich doch mit dem Gedanken, die Stelle zu wechseln, wiewohl es ihm erbärmlich vorkam. Irgend etwas beunruhigte ihn. Zudem konnte er Isabella nicht mehr verteidigen, weder vor Elisabeth noch vor den anderen.

Es war schon so: Seine beste Konfirmandin war eine Sünderin geworden. Er wußte es bald nicht mehr vom bloßen Hörensagen. Wenn er zu Kranken zu später Stunde unterwegs war oder spät-abends aus der Filialgemeinde heimkehrte, konnte er Isabella begegnen – in Gesellschaft eines fremden Monteurs oder des neuen Forstgehilfen. Und schließlich gab es eine regelrechte Katastrophe.

Der Heinrich Hager war mit Ilse Wernitz verlobt. Der alte Wernitz, Besitzer einer Bäckerei mit Landwirtschaft, hatte nur diese eine Tochter. Heinrich war ein armer Teufel, aber ein guter Bäcker, und so gab der alte Wernitz nach vielem Hin und Her dem Paar seinen Segen.

Da wurde ihm durch wohlmeinende Nachbarn und Freunde hinterbracht, sein angehender Schwiegersohn habe etwas mit der Verrufenen, der Isabella. Er, ein Choleriker, brüllte auf wie ein Tier. Dann beherrschte er sich mühsam und beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen, mit aller Bauernschläue, der er mächtig war.

Die böse Stunde kam. Am Rand des Gehölzes ertappte er zu spä-

ter Stunde Heinrich und die Verrufene. Brüllte auf. Hob die Hand zum Schlage gegen das Mädchen. Traf Heinrich. Der wehrte sich und schlug Wernitz unglücklich in die Magengrube. Der schwere Mann fiel um wie ein Sack. Auf einer Bahre mußten sie ihn ins Dorf tragen. Als er wieder zu sich gekommen war, hatte Heinrich bereits das Weite gesucht, und Ilse hatten sie im letzten Augenblick aus dem Karpfenteich gefischt.

Das Dorf war sich einig: Die Schuld lag bei Isabella!

Ferdinand und Emma wurden unter Druck gesetzt. Sie mußten einwilligen, daß ihre Adoptivtochter das Dorf verließ.

Isabella sträubte sich nicht im geringsten.

Ehe sie abreiste, sprach der Pfarrer noch mit ihr.

„Isabella“, sagte er, bemüht, sich nicht zu erregen, „wie hat das nur alles kommen können? Auch heute wäre ich noch bereit, einem jeden zu sagen: Isabella ist ein gutes Mädchen! Aber warum hast du das getan?“

„Ich habe nichts getan, Herr Pfarrer“, sagte sie, „glauben Sie mir. Ich habe auch den Hager nicht zu mir gelockt, er ist mir nachgelaufen und hat mir alles mögliche versprochen. Alle denken, sie können mit mir machen, was sie wollen. Was sie bei dem ärmsten Dorfmadchen nicht wagen, erdreisten sie sich bei mir – weil ich anders bin als sie.“

„Isabella, gab es denn keinen unter den Burschen hier im Dorf, den du gern zum Mann genommen hättest?“ fragte der Pfarrer.

„Doch, doch, Herr Pastor – aber auch er wollte mich nicht – als seine Frau. Mich wollen sie alle nur als Freundin im Dunkeln. Und dann reden sie obendrein noch schlecht von mir. So ist es eben gekommen, wie es gekommen ist. Wenn Sie wüßten, wer alles mir nachgelaufen ist, Herr Pastor... aber es ist gut, ich gehe weg von hier. Die Eltern tun mir leid.“

Er konnte ihr nicht böse sein.

„Geh mit Gott, Isabella“, sagte er leise und reichte ihr die Hand. Er konnte nicht sogleich nach Hause gehen. Er mußte erst etwas ruhiger werden. Seine gute Elisabeth war ein Kind dieser Dörfer, sie richtete, wie sie alle richteten, wenn sie sich auch bemühte, anders zu sein – als Frau eines Pfarrers.

Den angeratenen Text für die Predigt des kommenden Sonntags verwarf er. Er suchte sich selbst einen Text. Und es konnte kein anderer sein als der von dem Figuren in den Sand zeichnenden Jesus und der Sünderin, die man zum Tode führen wollte.

Die Predigt gehörte zu denen, die man im Dorfe nicht vergaß. Frau Elisabeth bangte um ihren Mann, den sie in seinem geistlichen Zorn nicht wiedererkannte. Zumindest auf der Kanzel hatte er diesem bisher nicht freien Lauf gelassen. Aber jetzt –? Einflußreiche Älteste hielten es für angebracht, mit dem Pfarrer zu reden. Es gehe doch wohl nicht an, um einer – einer – Hure willen anständige Leute zu beschimpfen!

„Isabella war nie eine Hure!“ erklärte er dem verblüfften Manne. Und schon jagten sich die wildesten Gerüchte im Dorf. Auch der Pfarrer...

Er ging den Gerüchten nicht nach. Aber es sah ihn keiner mehr lachen.

Im Dorf wurde es sofort ruhig, als Isabella abgereist war. Die Mädchen und Frauen holten tief und erleichtert Luft. Ilse Wernitz machte ihren Heinrich ausfindig und wurde seine Frau. Man kam Ferdinand und seiner Emma freundlich entgegen. Sie hätten dafür ja nicht das geringste gekonnt – alle hätten gewußt, welche Mühe sich Mutter Emma mit dem Mädchel gemacht habe. „Aber wo es drinsteckt, da steckt es eben drin.“ Und dann hätten sie die – das Mädchen – weggeschickt und damit bewiesen, daß sie wußten, was sich für anständige Bauersleute schickte.

Nach einer längeren Pause hörte man hin und wieder doch etwas von der Verrufenen.

Sie befinde sich da und da –

Erst wäre sie in Stellung gewesen, jetzt aber sei sie Kellnerin. Na ja – das sei wohl der richtige Beruf für sie! Und man blinzelte sich beim Erzählen an.

Grinsend erzählte ein alter Witwer, sie wäre noch immer verdammt hübsch, ja vielleicht hübscher als früher, jaja, er könne da mitreden, er wisse das!

Dann blieben die Nachrichten aus. Isabella sei in die Provinz-

stadt gezogen, hieß es noch, und seitdem habe man nichts mehr von ihr gehört.

„Mußte wahrscheinlich erst mal ein paar Monate unfreiwilligen Urlaub machen, wie?“ fragte man und lachte.

„Hatte wahrscheinlich auch da abgewirtschaftet. Jaja, wie das so mit manchen Menschen geht –“

Die Geschichten von der schönen, verrufenen Isabella konnten nicht sterben. Die Abende im Dorfgasthaus wurden lang.

Und nun war da brummend ein großes Auto ins Dorf gefahren und hatte vor der Toreinfahrt von Ferdinand Bergners Gemüsegut haltgemacht.

Ferdinand hatte sein kleines Gut verpachtet. Seine Emma hatte zum Fenster des Altenstübchens herausgeschaut und gemeint:

„Na, der hat sich wohl verfahren?“

Ferdinand hatte seine Gärtnerzeitung weggelegt und war ans Fenster getreten.

„Ja, was denn –?!“

Was er sah, war dies: Aus dem Auto – einem gewaltigen Viehtransportwagen mit einer Winde – war vorn eine Frau herausgesprungen, durch den kleinen Eingang auf den Hof gekommen und mühte sich dort, den schweren Querbalken des Tores herumzulegen.

„Was ist denn, Vater?“ fragte Mutter Emma.

„Nein, nein – so was! Mutter!“

„Was hast du denn, Vater?“

„Die Isabella!“

Ja, es war Isabella. Aber nicht mehr das Mädchen Isabella, sondern die Frau Isabella: kräftiger, rundlicher – und noch immer hübsch.

„Sie hat so lange nicht geschrieben – um Gottes willen, was ist denn nun?“ lamentierte Mutter Emma ratlos.

Da kletterte ein wahrer Riese von Mann aus dem Wagen und kam herein, um Isabella beim Öffnen des Tores zu helfen. Ein Mann mit ungewöhnlich breiten Schultern und einem ernsten,

breiten Gesicht, in dem die schmalen Augen, die herausragenden Jochbeine und ein kohlschwarzer Schnurrbart unter der kräftigen Nase auffielen.

Spielend legte er mit seinen großen Händen den Balken herum und öffnete das Tor. Dann stieg er wieder in den Wagen und fuhr ihn langsam in den Hof, wobei ihm Isabella mit Zeichen behilflich war, denn das große Vehikel hatte wenig Spielraum zwischen den Torpfosten.

Der Pächter und seine Frau erschienen in der Haustür und starrten den Mann, die Frau und das Auto an.

„Meine Eltern wohnen doch wohl noch im Hause?“ fragte Isabella, nachdem sie den Leuten die Tageszeit geboten hatte.

„Ja, oben, Fräulein – Frau...?“

„Frau Lobkowitz bin ich!“

Und schon war sie an den Leuten vorbei. Im Hausflur wandte sie sich um.

„Komm, Stanislaus!“ sagte sie.

Der Riese mußte sich bücken, als sie die knackende Holztreppe hinaufstieg. Oben auf dem kleinen Flur standen schon Ferdinand und Emma. Mutter Emma weinte bei dem Wiedersehen, und auch Vater Ferdinand war die Sache nicht so einfach.

„Mädchen, Mädchen“, stammelte die alte Frau. Und dann breitete sie die Arme aus, die kleine, magere Frau, und drückte die stattliche Isabella an sich.

Währenddessen stand Stanislaus Lobkowitz auf der viertletzten Treppenstufe und war doch so groß wie die anderen.

„Nun wollen wir hineingehen, bitte!“ sagte Vater Ferdinand und zitterte vor Erregung.

Sie traten durch die Tür, Stanislaus mußte wieder einen tiefen Diener machen, um hindurchzukommen.

Nachdem die Tür ins Schloß gefallen war, sagte Isabella: „Ich möchte euch meinen Mann vorstellen, Stanislaus Lobkowitz!“

Stanislaus – er mochte einige vierzig Jahre alt sein – machte einen steifen Bückling. Dann sagte er mit etwas fremder Aussprache und rollendem r: „Ich freue mich, Sie kennenzulernen. Ich bin Roßschlächter und habe zwei Gesellen!“

Da wurden Vater Ferdinands Augen groß. Roßschlächter und zwei Gesellen! Er hatte mal tausend Mark bei einem Roßschlächter geborgt, zu hohen Zinsen, und der hatte nur mit einem Gesellen gearbeitet.

„Wie geht das Geschäft?“ fragte er.

„Dank für die Nachfrage, gut!“

„Das freut mich – schönes Pfingstwetter, nicht?“

„Sehr schön!“

Die ersten steifen Minuten waren glücklich überwunden, Mutter Emma kochte guten Kaffee. Die beiden Männer unterhielten sich vorzüglich; ein Roßschlächter und ein Land- oder Gartenwirt können sich allerlei erzählen. Und dann sah man am Abend des Pfingstsonnabends Ferdinand Bergner mit seinem gewaltigen Schwiegersohn durch das Dorf in die Flur hinausgehen. Sie machten ihre Runde und landeten im Dorfgasthaus, wo Stanislaus Lobkowitz eine Lokalrunde gab, aus reiner Gewohnheit. Er machte das oft, wenn er auf dem Handel war. Man hätte die Gesichter sehen sollen, als Ferdinand zum Gruß auf den großen Tisch der Schenkstube tippte, an dem auch der alte Wernitz saß, und sagte: „Das hier ist mein Schwiegersohn, der Herr Roßschlächter Lobkowitz!“

Als die beiden nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt wieder gegangen waren – Stanislaus Lobkowitz hatte aus einer prallen schwarzen Briefftasche bezahlt –, sagte einer: „Sieh einer an! Je größer das Stück, um so größer das Glück!“

„Das laß nur den Lobkowitz hören!“ meinte sein Nachbar – und offenbar war es guter Freundesrat, denn der andere sagte nichts wieder.

Am ersten Pfingstfeiertag saßen Ferdinand und Emma mit ihrer Tochter Isabella und dem riesigen Schwiegersohn in der Kirche. Stanislaus Lobkowitz sang mit dröhnender Stimme die meisten Kirchenlieder mit, und aus dem Dröhnen seines abgründtiefen Basses konnte jeder heraushören, daß es höchst unratsam sei, sich auch nur das geringste Späßchen zu erlauben, das auf die Vergangenheit der Frau Isabella Lobkowitz anspielte.

Auch so etwas vermag also ein Kirchenlied!

Am Dienstag nach Pfingsten kam Isabella ins Pfarrhaus.

„Ich bin bereits über alles informiert, Isabella“, sagte der Pfarrer, „meinen Glück- und Segenswunsch, Frau Lobkowitz!“

„Ach, sagen Sie nur immer Isabella, Herr Pfarrer“, erwiderte sie, „es klingt so gut, wenn Sie es sagen. Ihnen bin ich immer dankbar gewesen, Sie wissen es hoffentlich. Nun bin ich aus allem heraus. Ich habe meinen Mann, ich habe meine Arbeit. Sicher wissen Sie, daß er Roßschlächter ist. Das ist nicht jedermanns Sache! Aber es muß diesen Beruf geben wie jeden anderen. Und“ – sie lächelte – „Sie glauben gar nicht, wie freundlich auch sogenannte feine Leute zu uns sind, wenn es um eine Roßzunge geht!

Wir seien ein ungleiches Paar, sagte man in der Stadt. Was heißt ungleich? Stanislaus Lobkowitz ist der erste Mann in meinem Leben gewesen, der mich zu seiner Frau wollte. Und als er mir das in aller Ehrlichkeit sagte – er war Witwer –, da habe ich sofort ja gesagt und ihn im gleichen Augenblick wirklich liebgewonnen. Er weiß, was gewesen ist. Er weiß vielleicht noch einiges mehr, was man hier im Dorf nicht weiß – ich möchte keinem Naseweis raten, ihm etwas zu flüstern!“

„Isabella, ich sage Ihnen ganz einfach: Ich freue mich! Ja, ich freue mich über die Maßen! Auch, weil ich recht hatte! Ich hatte recht, jawohl. Aber wir Geistlichen müssen immer ein wenig ermahnen und den Zeigefinger heben. Isabella, tun Sie alles, daß Sie so glücklich bleiben, wie Sie jetzt sind. Wenn Sie...“

Isabella lachte.

„Da hat es keine Not, Herr Pfarrer. Erstens bin ich älter geworden und habe viel lernen müssen, mit Schmerzen. Und dann –“

„Ja, was ist dann, Isabella?“

„Dann schläge er mich doch tot, wenn ich ihm untreu würde. Aber ich will es ja gar nicht – ich will diesem Mann eine gute Frau sein.“

Der Pfarrer lud Isabella mit ihrem Mann in die Pfarre ein.

„Wird das zu altem Gerede nicht neues geben, Herr Pfarrer?“ fragte sie.

„Sicher, Isabella – aber gutes. Dafür bürgt die stattliche Gestalt Ihres Mannes!“

„Und das Geld des Roßschlächters – ich kenne doch meine Leute“, sagte sie.

Als Isabella die Pfarre verließ, kam gerade der alte Wernitz dahergegangen.

Als er sie erkannte, zog er den Hut – aber wie einer, der sich über sich selber wundert.

Inhalt

Die Padres von San Blas	5
„Solides Milieu“	29
Herr Adam und der Tabakriecher	84
Der Name	118
Fahrt mit Beate	144
Isabella	163

*und -gestaltung; Isabella, die Leicht-
sinnige, vergißt ihre Vergangenheit
und beginnt ein neues Leben, weil der
Mann, der sie liebt, sich auch wirk-
lich und ganz für sie entschieden
hat. Und schließlich ist da Herr
Adam, der Tabakfabrikant, der sich
entschließt, seinen Tabakriecher,
einen serbischen Juden, vor der Ver-
gasung zu retten – weil er sehr
richtig kalkuliert: ‚Wenn die alliierten
Truppen einmarschieren, werden wir,
ich, meine Familie, meine Fabrik,
verschont bleiben.‘ – Der Autor be-
hauptet nicht, daß jede Entscheidung,
die gefällt wurde, die richtige war.
Indem er uns von Menschen erzählt,
die – ebenso wie wir – in das
Geschehen ihrer Zeit und ihrer Welt
verflochten sind, will er uns zeigen,
daß es nicht immer nur um das geht,
was wir sehen, begreifen und erklären
können, sondern viel mehr um das,
was im Verborgenen geschieht, was
hinter den Dingen steht.*

